Die Insel Nordernei

nach ihrem

früheren und ihrem gegenwärtigen Zustande

geschildert

von

C. G. Reins,
evangelisch-lutherischem Prediger daselbst.

Hannover.
Schrift und Druck von Fr. Culemann.
1853.

Sr. Majestät dem Könige

und

Ihrer Majestät der Königin

von Hannover

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Es möchte das Publicum wenig interessiren, wollte ich demselben erzählen, wie es gekommen, daß dies Buch, das schon fast ein Jahr im Manuscript fertig war, erst jetzt gedruckt wird. — Aber sagen muß ich das, indem es sehr wohl möglich ist, daß sich das Eine und das Andere darin findet, dem ich, hätte ich es in diesem Augenblicke geschrieben, doch eine andere Fassung würde gegeben haben. — Da wolle denn der geneigte Leser daran denken, daß es schon 1852 geschrieben ist.

Sonst aber muß das Buch sich selber zu vertheidigen wissen. Ist es dazu nicht im Stande, so würde es wohl wenig nützen, wenn ich für dasselbe um Nachsicht und Schonung bäte, gesetzt auch, daß ich das über mich zu gewinnen vermöchte. — Höchstens für den Inhalt würde ich in die Schranken treten, falls man denselben anfechten zu müssen meinte, die Form muß ich natürlich Preis geben.

Daß außer der „Literatur über Nordernei" auch die „Quartierliste von Nordernei" und die „Taxen" keine ganz werthlosen Zugaben sind, das darf ich wohl mit Recht voraussetzen.

Daß übrigens das Buch einen bedeutend größeren Umfang hat, als die Subscriptionseinladung andeutete, das brauche ich hoffentlich nicht weiter zu entschuldigen.

Norderney, im Juni 1853.

Reins.

Die Insel Nordernei

nach ihrem früheren Zustande.

Wenn ich es zuvörderst versuche, die Insel Nordernei nach ihrem früheren Zustande zu schildern, oder mit andern Worten die Geschichte derselben zu schreiben, so wird diese Geschichte freilich nur den kurzen Zeitraum vom Jahre 1688 bis zum gegenwärtigen Augenblick umfassen und daher den Namen einer vollständigen Geschichte keineswegs beanspruchen dürfen. — Es wäre mir allerdings lieb, wenn ich eine solche vollständige Geschichte liefern könnte; aber dazu fehlen mir die Materialien und einem Andern möchten dieselben auch schwerlich zu Gebote stehen. Zwar in allerhand Vermuthungen über die Entstehung der Insel und des Dorfes auf derselben, über die ersten Bewohner, ihre Beschäftigungen und ihren Verkehr mit dem Festlande könnte ich mich wohl ergehen und auch das möchte nicht zu mühsam sein, aus einheimischen und fremden Schriftstellern Auszüge beizubringen, die geeignet wären, auf die früheren Zeiten einige Streiflichter zu werfen; ich könnte, wenn ich sonst wollte, einen stattlichen Anlauf nehmen zu meiner eigentlichen Erzählung. Weil mir selbst indeß solche Geschichtseinleitungen, in denen die Mythe vorherrscht, und namentlich dann, wenn sie, wie das nur zu häufig der Fall ist, einen etwas größeren Raum einnehmen, nie sonderlich viel Vergnügen gemacht haben, so gestatte ich mir die Annahme, daß auch Andern nicht viel damit gedient sein würde, wenn ich mit meiner Erzählung über das Jahr 1688 hinausgehen oder vielmehr vor dem Jahre 1688 damit beginnen wollte.

Etwas Sicheres nämlich würde ich aus der davor liegenden Zeit kaum mittheilen können und die bekannten Hypothesen sind eben bekannte. Von den urältesten Zeiten zu geschweigen; denn über die christliche Zeitrechnung geht man mit den Hypothesen doch kaum hinaus, obgleich darüber wohl kein Zweifel obwaltet, daß die Insel damals nicht schon so gestaltet war, wie sie jetzt ist, wenn sie überhaupt war, als „sich das Wasser zuerst sammelte unter dem Himmel, daß man das Trockene sahe." — Aber von den urältesten Zeiten zu geschweigen, weiß nicht Jeder, daß man die Behauptung aufgestellt hat, die Inseln Ostfrieslands wären früher mit dem festen Lande oder doch theilweise unter einander verbunden gewesen und namentlich hätten Borkum und Juist und Nordernei noch zu Anfang der christlichen Zeitrechnung eine etwa 20 □Meilen große Insel (Bohneninsel) gebildet, die sich noch bedeutend weiter nach Norden erstreckt habe, als die einzelnen Inseln jetzt thun? Weiß nicht Jeder, daß man, um dies wahrscheinlich zu machen, darauf hingewiesen hat, daß Nordernei, von Juist höchstens durch einen Arm der Ems getrennt, früher Osterende oder Ostende hieß und erst nach dem 14. Jahrhunderte den Namen Nördernee (Nee = neu, also eigentlich wohl, wie auch Neershemius schreibt: Norderneu, so daß Land oder Oog = Auge, Insel, ergänzt werden muß, wenn man nicht lieber Nee von Ea oder Ehe = Wasser, Tief oder auch von Ehe = Oog oder Auge herleiten will, so daß das N nur des Wohlklanges wegen hineingeschoben wäre) erhielt, so wie daß die jetzigen Sandbänke Band und Buise, die zwischen den Inseln und dem festen Lande liegen, noch im 9. Jahrhunderte nicht nur vollständige Inseln waren, sondern auch mit den übrigen Inseln zusammenhingen? Weiß nicht Jeder, daß man sich die Entstehung der Inseln so denkt, daß sich die See zwischen ihnen und dem Festlande ein immer tieferes und breiteres Bette gegraben und die der Dünen so, daß die Wellen den lockeren Sand vor sich hergewälzt? — Weiß nicht endlich Jeder, daß man annimmt, Anfangs habe nur der eine und der andere Fischer zwischen den unwirthbaren Dünen seine Hütte aufgeschlagen, die beginnende Vegetation aber habe mit der Zeit mehr Bewohner hergelockt und so sei nach und nach ein Dorf entstanden? —

Wozu also das Bekannte wiederholen oder auch bezweifeln

und bestreiten? denn freilich, alle Fragen werden durch diese Behauptungen noch keineswegs beantwortet. Ist das feste Land in Inseln zerfallen und sind die Inseln immer kleiner geworden und das Letztere bestätigen nicht nur die beglaubigten Nachrichten und die täglichen Erfahrungen, sondern das läßt auch der aus Darg und Schlick bestehende Boden vermuthen, der die Unterlage der Dünen bildet, und der sich augenscheinlich früher weiter nach Norden erstreckt hat, indem er am Nordstrande noch fortwährend abgespült wird: wo in aller Welt ist denn früher das Wasser gewesen? Hat die Masse desselben sich etwa so vermehrt, daß es in seinem alten Bette nicht mehr Raum hat und es vergrößern muß auf Kosten des Landes? Oder ist ihm das alte Bette vielleicht eingeengt und geschmälert durch unterseeische Erhöhungen. Wenn es aber früher Land gebildet hat noch weiter nach Norden hinauf durch Niederschlag von Darg und Schlick, kann es das nicht auch künftighin wieder thun? Ueberhaupt, woher kommt es denn eigentlich, daß das Land scheinbar wenigstens immer niedriger wird und das Wasser immer höher? Wie konnte auf der zwischen hier und dem Norddeiche liegenden Sandbank Itzendorf oder Issendorf ein Dorf gleichen Namens existiren (vielleicht ein Eigenthum der Schwestern Jeva und Diuva Itzen, die im 13. Jahrhunderte die Andreaskirche in Norden erbauen ließen), von dem ältere Leute noch Spuren wollen bemerkt haben, obgleich sie heutzutage nur bei niedriger Ebbe trocken läuft? Wie konnte man da Seedeiche anlegen, wo jetzt alles Vorland fehlt und wo die tägliche Fluth nicht nur bis an den Fuß des Deiches steigt, sondern noch um ein Beträchtliches höher?

Daß solche und ähnliche Fragen durch die coursirenden Hypothesen, unter denen die des Oekonomierath Meyer in „Ueber die Vegetation der ostfriesischen Inseln“ die sinnreichste sein möchte, noch gerade nicht vollständig gelös't werden, wird wohl Jeder einräumen müssen und ich habe Nichts dagegen einzuwenden, wenn man deshalb neue aufstellt; meine Aufgabe indeß ist das nicht. Gelegentlich zwar werde ich wohl auch einmal in die ältere Geschichte hineinstreifen, meine eigentliche Erzählung aber beginne ich erst da, wo ich verhältnißmäßig festen Boden unter den Füßen habe, mit dem Jahre 1688.

Der Grund aber, weshalb ich gerade mit diesem Jahre

beginne, liegt einfach darin, daß mit diesem Jahre auch die noch vorhandenen hiesigen Kirchenprotocolle beginnen. — Es werden dieselben bekanntlich von den Predigern geführt und sie bestehen vorzugsweise in den Verzeichnissen der Gebornen, Verheiratheten und Verstorbenen, sowie der Communicanten; mitunter aber trifft man auch noch andere Notizen in ihnen an, wie denn unter andern das älteste hiesige Protocoll die Ueberschrift trägt: „Kirchenprotocoll **de Natis, Baptizatis, Copulatis, Defunctis et Communic. de anno 1688 sqq.** nebst andern Nachrichten."

Es ist nun allerdings nicht anzunehmen, daß dies geradezu das älteste Kirchenprotocoll der hiesigen Gemeinde ist; allein ältere sind nicht mehr vorhanden. Man legte in früheren Zeiten auf solche Documente eben keinen großen Werth und mochte es auch kaum nöthig haben. Impf- und Militair- und ähnliche Listen brauchten noch nicht eingeliefert zu werden und Trau- und Tauf- und Todtenscheine wurden hier auf der Insel auch wohl nicht häufig ausgestellt. Daher war man denn leicht nicht bloß wenig sorgfältig bei der Führung der Kirchen-Protocolle, sondern noch weniger sorgfältig bei der Aufbewahrung: auch die noch vorhandenen haben manche Lücken und die Erzählung wird deshalb selbst vom Jahre 1688 an auf Vollständigkeit noch immer keinen besonderen Anspruch machen können.

So unvollständig sie indeß auch sein mag, so wird sie doch hoffentlich für den Einen und den Andern nicht ohne Interesse sein und ich beginne sie deshalb ohne Bedenken, indem ich sie wenigstens für die früheren Zeiten vielleicht am paßlichsten da Ruhepunkte finden lasse, wo hier ein Personenwechsel im Predigerdienste Statt gefunden hat. — Wenn das auch jetzt auf Nordernei anders geworden ist, in früheren Zeiten, wo die Gemeinde noch klein und der Verkehr mit dem Festlande noch unbedeutend war, pflegte das, wie noch heutzutage auf den weniger bewohnten Inseln Epoche zu machen und wir nehmen deshalb keinen Anstand, unsere erste Geschichtsperiode mit dem Todesjahre des Predigers zu schließen, den wir 1688 hier vorfinden und der nach Reershemius Prediger-Denkmal Frederich Heyen hieß. Es war das das Jahr 1696 und diese erste Periode umfaßt also den Zeit-

raum

von 1688 bis 1696.

Der Prediger, der während dieser Zeit hier stand, hieß, wie gesagt Frederich Heyen und Reershemius, der vor ihm nur noch einen Prediger kennt, Menso Ulrichs, sagt von ihm wörtlich: „Frederich Heyen, war ein Schneider und ist 1620 geboren, 1650 hieher gesetzt und 1696 gestorben."

Man sieht, es sind diese Nachrichten bis zum Lächerlichen unvollständig. Wenn Frederich Heyen ein Schneider war, blieb er es bis zu seinem späten Lebensende? War er es etwa nur in seiner Jugend, wie der preußische Reitergeneral Derfflinger oder wie Jung-Stilling und studirte er vielleicht später, oder stieg er sogleich vom Schneidertisch auf die Kanzel? —

Es ist das Letztere schon deshalb nicht ganz unwahrscheinlich, weil er, wenn sonst die sparsamen Nachrichten, die man von 1688 bis zu seinem Tode 1696 im Kirchenbuche findet, auch in ihrer äußern Fassung von ihm herrühren, nicht einmal der hochdeutschen Sprache mächtig gewesen ist, die doch damals in Ostfriesland schon ziemlich allgemein Schrift- und Kanzelsprache war und dann: giebt es nicht sonst auch zahlreiche Gründe, die der Annahme einer solchen heutzutage vielleicht etwas auffallenden Metamorphose das Wort reden? —

Wenn man bedenkt, daß er 1650 hierher kam, also gleich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, wo das Vaterland schwerlich Ueberfluß an Theologen hatte und sich erinnert, daß damals unter andern ein Schusterknecht Martin von Elten Amtmann in Esens wurde (s. Wiarda's ostfr. Geschichte Bd. 5 S. 83); wenn man ferner bei Reershemius (Prediger-Denkmal) lies't, daß noch 1682 ein Leineweber aus Marienhafe deshalb als Prediger nach Juist gesetzt wurde, weil er „fleißig gute Bücher gelesen, dadurch eine feine Erkenntniß in den Grundwahrheiten des Christenthums erlangt und dabei eine Gabe hatte, etwas vorzubringen" und bei Wiarda, daß selbst noch nach der Weihnachtsfluth 1717 der Cötus in Emden es aus Mangel an Theologen förmlich zum Beschlusse erhob, daß auch unstudirte Personen zu Predigern gemacht werden könnten, ja dieser Wiarda sogar klagt, daß noch zu seiner Zeit in reformirten Gemeinden Laien zum Predigtamt zugelassen worden; wenn man endlich in Erwä-

gung zieht, daß damals die Einkünfte der hiesigen Pfarre schwerlich sehr verlockend waren, indem die Gemeinde bei seiner Ankunft der Sage nach nur aus 17 Haushaltungen bestand: so findet man es nicht nur leicht begreiflich, daß die Kirchenbehörde in Ermangelung eines andern Candidaten einen talentvollen Schneider ordiniren und als Pastor hier introduciren konnte, sondern man nimmt dann auch gerne an, daß auch die Gemeinde gegen einen solchen Prediger wohl kaum erhebliche Einwendungen zu machen hatte. — Die Anforderungen, die sie an denselben machte, mögen eben nicht groß gewesen sein. — Mit der Bibel und dem Katechismus, sowie mit den kirchlichen Ritualien war er doch sicherlich vertrauter, als irgend ein Anderer aus ihrer Mitte; lesen und schreiben konnte er auch und also auch, was ihm ebenfalls oblag, die Kinder unterrichten; es mag ihm an Lebensklugheit nicht gefehlt haben und, was doch zuletzt die Hauptsache ist, an heiligem Eifer für die Wahrheit: genug, er war nicht nur 46 Jahre Prediger der Insel; sondern es beweis't auch die lange Dauer seines Amts, daß er dasselbe doch nicht ganz zur Unzufriedenheit der Gemeinde und seiner Vorgesetzten geführt haben kann, indem sich sonst wohl Gelegenheit dargeboten hätte, ihn durch einen Andern zu ersetzen.

Uebrigens wüßte ich vom Zustande der Insel während seiner Amtsführung wenig Bestimmtes zu berichten, und selbst nicht einmal aus der oben angegebenen Zeit von 1688 bis 1696.

Die Kirchenprotocolle aus dieser Zeit enthalten mit Ausnahme zweier Todesanzeigen, von denen die eine also lautet: „1689 den 9 Martii sondags aventz oder des Nachts um het haane kreient is Gerd Harms syn sohnlein Harm Gerdes yn den Herrn entslapen.“ bloß das Verzeichniß der Gebornen und auch dies Verzeichniß ist so lakonisch, daß sich daraus für eine Geschichte auch fast das Mindeste nicht entnehmen und eben so wenig errathen läßt. Es sind Geburtsregister, die in ihrer Kürze an die älteren chinesischen Regententafeln erinnern, indem sie, wie diese bloß Namen enthalten und zwar außer den Namen der Gebornen auch noch die Namen der Väter derselben. Welches Gewerbe diese Väter getrieben und wie ihre Frauen geheißen, das ist durchaus nicht daraus ersichtlich. Es heißt nur: „den 26. September do is N. N.

syn Sonelyn (Dogter) gebaren unde den 27. Septbr. gedofft, als mit Namen N. N." und nur einmal finde ich den Stand des Vaters angedeutet, nämlich im Jahre 1692, wo es heißt: „den 30. Mai is Siemen Jacobs faeget (Vogt) eene Dogter gebaren, des Donnerdags gedofft worden in unse christlike Karke up een bede dach, als mit namen Janken Siemens."

Man sieht daraus nicht nur, daß damals schon ein Vogt hier fungirte, sondern nicht minder auch, daß damals schon wie jetzt hier und darum wahrscheinlich in ganz Ostfriesland ein besonderer Buß- und Bettag gefeiert wurde, wenn auch immerhin in einer andern Zeit, nämlich im Frühlinge, als gegenwärtig im Herbste. Zu andern Bemerkungen aber giebt auch diese Geburtsnachricht kaum Veranlassung und wenn ich aus dem erwähnten Kirchenprotocoll nur noch etwa das hervorhebe, daß die damals gebräuchlichen Namen auch die noch jetzt hier üblichen sind, mit Ausnahme etwa des Namens Gossel, der damals nach ostfriesischer Sitte als Vorname und Stammname gebraucht wurde, jetzt aber meines Wissens hier auf der Insel nicht mehr vorkommt und wenn ich dann auch noch die darin vorkommende Notiz hier verzeichne, „daß 1695 der Landesfürst Christian Eberhard mit seiner Gemahlin Eberhardine Sophie von Oettingen, einem Fürsten von Oettingen und zwei fürstlichen Prinzessinnen, eine von Hessen sich hier 3 bis 4 Tage aufgehalten", so werde ich dasselbe als Geschichtsquelle wohl vollständig erschöpft haben.

Die sich hier leicht aufdrängenden Fragen, was denn der Fürst mit seinen Begleitern hier gethan, ob sie gebadet oder bloß am Strande die frische Luft eingeathmet, ob sie gefischt oder gejaget, wo sie gewohnt und durch wen sie sich speisen lassen? diese und ähnliche Fragen möchten mit Bestimmtheit sich kaum beantworten lassen und mit meinen Vermuthungen will ich mich Andern nicht aufdrängen. Es kann nämlich Jeder solche Vermuthungen leicht selbst anstellen, vorzüglich wenn er die spätere Geschichte zu Rathe zieht und der geehrte Leser möchte es mir kaum Dank wissen, wenn ich darauf ausginge, ihm durch meine Hypothesen die Mühe des Errathens zu ersparen oder auch nur zu erleichtern.

Dagegen aber wird er hoffentlich nichts einzuwenden haben, wenn ich schon hier bemerke, was die spätere Dar-

stellung bestätigen wird, daß wir uns wohl kaum irren, wenn wir die Zahl der in dieser Periode vorhandenen Häuser auf 30—40 und die der Einwohner also auf 150 bis 200 anschlagen.

Es ist nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß von diesen Häusern jetzt auch kein einziges mehr, wenigstens nicht vollständig vorhanden ist, denn besonders fest und massiv wurde und wird hier und auf den benachbarten Inseln eben nicht gebaut. — Es liegt das theils in der Unzulänglichkeit der Mittel, theils in dem Umstande, daß Schiffer und Fischer solche feste Häuser eben nicht nöthig haben; theils aber rührt es auch wohl daher, daß man auf unsern Inseln bei dem Bau eines neuen Hauses stets darauf Bedacht zu nehmen hat, daß es vielleicht schon in den nächsten Jahren verlassen und versetzt werden muß. — Wenn die Fluthen es nicht wegzuschwemmen drohen, dann überschüttet es nur zu leicht der Sand, und es ist ja bekannt genug, daß unter andern auf der Insel Spiekeroog und Baltrum und Juist das ganze Dorf mit der Kirche nach einer andern Stelle verlegt werden mußte. — Das ist nun freilich hier auf Nordernei wenigstens seit 1688 zuverlässig nicht geschehen, wenn auch der Strand und die Dünen sich seitdem vielfältig verändert haben. Das Dorf liegt noch auf derselben Stelle, wo es damals lag und so auch die Kirche; wenn aber damals Jemand, etwa der ewige Jude, hier gewesen wäre und jetzt wieder zum ersten Male wieder hierher käme, so möchte er das Eine und das Andere zu erkennen doch kaum im Stande sein. Es ist eben alles anders geworden, nicht nur die Häuser, sondern auch die Kirche, von welcher letzteren nur der auch jetzt noch stehende bedeutend höhere, aber auch ungleich schmalere westliche Theil vorhanden war.

Wann dieser westliche Theil erbaut worden ist, darüber werden geschichtliche Urkunden wohl keinen Aufschluß geben. Die mündliche Sage hier behauptet, es sei derselbe in uralten Zeiten die Wohnung zweier Fräulein (vielleicht Jeva und Diuva Itzen?) gewesen; allein dem widerspricht meiner Meinung nach die äußere Form, die freilich auch errathen läßt, daß sie ursprünglich wohl kaum, wenigstens nicht ausschließlich zu einer Kirche bestimmt war und schwerlich von einigen armen Fischerfamilien aufgeführt wurde. Die ungemein dicken Mauern und der äußerst geringe Umfang

deuten auf etwas Thurm- und Burgartiges hin und im Kirchenbuche findet sich freilich aus einer weit späteren Zeit wirklich die Bemerkung, „die Insel sei bei der spanischen Inquisition (sic) von den Seeräubern übel geplaget worden und es sei dann in solchen Kriegsläuften das hohe Gebäu (jetzt das Westende der Kirche) mit Besatzung und Geschütze versehen gewesen." — Es ist das Letztere durchaus nicht unwahrscheinlich, denn man weiß ja, daß in früheren Zeiten die Kirchen in Ostfriesland häufig auf diese Weise benutzt wurden; das Erstere indeß ist schwer zu deuten. — Daß Seeräuber hier dann und wann gelandet, das kann immerhin wohl sein, obgleich die hier wohl wenig zu rauben vorfanden; in welcher Verbindung die indeß mit der spanischen Inquisition standen, das Räthsel vermag ich wenigstens nicht zu lösen. — Es wird das wohl auf einem Mißverständnisse beruhen, das jetzt nicht mehr aufzuklären ist, wie denn auch die Frage sich kaum beantworten läßt, wie die Gemeinde nicht nur damals, sondern selbst bis zum Jahre 1750, wo sie doch schon 4 bis 500 Seelen stark sein mochte, sich mit einer so kleinen Kirche habe begnügen können. — Kanzel und Altar, möchte man sagen, hatten ja kaum darin Platz, geschweige denn die der Gemeinde entsprechende Zahl von Zuhörern; sicherlich hat es nur an Mitteln gefehlt, daß man sie nicht schon früher erweiterte.

Zur Zeit freilich, von der wir eben jetzt reden, mochte das Bedürfniß einer Erweiterung doch noch nicht so ganz dringend sein, wenn wir auch annehmen, daß der Kirchenbesuch ein erwünschter war. — Die Zahl der Einwohner war noch klein und von den erwachsenen Personen männlichen Geschlechts waren des Sommers wenigstens wohl wenige nur zu Hause. — Trieben nämlich die ersten Einwohner auch kaum etwas anderes als Fischfang, daher sie auch keine andern Steuern und Abgaben zu entrichten hatten, als (Schell-) Fische und Schullen, lange wird das nicht so geblieben sein. Man fischte mehr für den eigenen Bedarf, als daß man wie heutzutage, mit den Fischen Handel trieb und wenn dieser Bedarf auch damals bedeutend größer war und man sich, wie noch jetzt in manchen Gegenden Norwegens, vorzugsweise von Fischen nährte, es konnten sich doch, als die Gemeinde erst größer wurde, verhältnißmäßig nur wenige Leute bei dem Fischfange betheiligen. — Ein großer Theil

der Männer aber gewannen ihren Unterhalt dadurch, daß sie, wenn nicht auf eigenen, so doch auf fremden Kauffahrteischiffen fuhren, was namentlich auch daraus hervorgeht, daß die Todtenlisten zu Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts fast nur von Weibern und Kindern reden. Die Männer werden nämlich meistens zur See geblieben sein und wenn das nicht ausdrücklich in den Kirchen-Protocollen bemerkt ist, so erklärt sich das einfach daraus, daß wohl nur selten bestimmte Nachrichten von ihrem Tode hieher kamen, oder doch so spät, daß der Pastor es kaum der Mühe werth oder auch für zu mühsam hielt, sie noch in das bereits abgeschlossene Kirchenbuch nachzutragen.

Käme es nun darauf an, ein wenigstens annäherungsweise entsprechendes Bild von dem Zustande der Insel um das Jahr 1696 zu entwerfen, so möchte man folgenden Zügen doch kaum nachsagen können, daß sie gar zu sehr verzeichnet seien. —

Das Dorf lag da, wo es noch jetzt liegt, hatte aber allerdings eine etwas andere Gestalt. — Es fehlten nicht nur alle die herrschaftlichen Gebäude, die es jetzt schmücken, sondern es war auch die Louisenstraße noch nicht vorhanden und nicht die Brunnenstraße und die Georgsstraße und die Wilhelmsstraße, theilweise auch nicht die Osterstraße und die Adolphsreihe. Höchstens fand man damals dort die Häuserreihen, die später die Namen Bäckerstraße, Kirchstraße und Norderstraße erhielten und die sich von der Kirche an nach Osten hin erstreckten. Im Westen und Süden der Kirche, standen nur einige wenige Häuser und auch die Zahl der östlich gelegenen war bedeutend kleiner als heutzutage. — Die Bauart dieser Häuser war wohl dieselbe, wie man sie noch heute hier an einigen alten und auch auf den benachbarten Inseln findet. — Die Vorderthür wird durch ein hervorspringendes Dach geschützt, Leiwe (Laube) genannt und unter diesem Dache sind Sitzbänke angebracht, eine Einrichtung, wie man sie noch häufig in alten Städten findet. Ein schmaler Gang führt dann mitten durch das Haus bis zur Hinterthür und man hat auf der einen Seite die Küche mit dem geräumigen Kamin, die den täglichen Wohnraum bildet und hinter dieser Küche auf derselben Seite des Hauses findet man ein kleineres Zimmer für Gäste und Besuche, häufig aber auch nur als Vorrathskammer benutzt. Die andere

Seite des Hauses bildet den Raum für Torf, Heu und für die Stallungen, welche letztere hier freilich nicht sehr groß zu sein brauchten, da der Viehstand, wenn auch verhältnißmäßig größer als jetzt, doch immer nur unbedeutend war. Neben und hinter den Häusern mochten allerdings kleine Fleckchen eingefriedigt sein, auf denen man vielleicht einige Blumen und etwas Gemüse zog, an regelmäßige Gärten aber und regelmäßige Befriedigungen, wie man sie jetzt findet, war nicht zu denken. Noch bis in die neueren Zeiten hinein pflegte man die Pferde vor den Häusern auszuschirren und sie dann laufen zu lassen, wohin sie eben wollten, und wenn die Schafe und Kühe aus ihren Ställen entlassen waren, dann gab es auf der Insel kaum für sie noch eine Schranke. — Im Besitz aber wenigstens einer Kuh war doch fast Jeder, indem das Weideland nicht nur weniger in Anspruch genommen wurde, sondern höchst wahrscheinlich auch eine weit größere Ausdehnung hatte, wie denn in einer fürstlichen Verordnung von 1681 sogar von „Bauern" auf der Insel die Rede ist, und wenn es unserm Insulaner dann nicht an Fischen fehlte und an Geld, um sich Brod zu kaufen, so mochte seinen nothwendigsten Bedürfnissen abgeholfen sein. — Das Geld dazu aber und zu den sonstigen Ausgaben lieferte nicht nur der Verkauf von meistens wohl getrockneten Fischen, sondern das floß vorzugsweise durch die hieher, die auf größeren Schiffen fuhren und dann und wann, wo möglich gegen den Winter, zu Hause kamen. Die extraordinaire Einnahme bildeten die zufälligen Intraden, die man dann und wann von Strandungen zog, und ob man damals mit seinem Budget nicht eben so weit reichte wie jetzt und vielleicht noch weiter als jetzt, wo die Verdienstquellen zwar reichlicher fließen, dafür aber auch die Bedürfnisse sich vermehrt haben? — nun, es fehlt an Leuten nicht, die keinen Anstand nehmen, diese Frage entschieden zu bejahen, und auch deren giebt es nicht wenige, die ebendeshalb der Vergangenheit vor der Gegenwart unbedingt den Vorzug einräumen.

Das zu bestreiten, möchte nun freilich überflüssig sein, denn diese Lobredner alter Zeiten werden sich schwerlich eines Andern überzeugen lassen; aber ich habe es auch gar kein Hehl, daß ich ihren Ansichten nicht geradezu beipflichte, sintemal ich weiß, daß das damalige Leben neben seinen lobenswerthen Seiten auch solche hatte, die keinesweges gerühm

zu werden verdienen. Wenn man weniger Bedürfnisse hatte, was in der Natur der Dinge begründet war, man hatte doch deren genug, um in der Befriedigung derselben das Maaß zu überschreiten und es geschah das auch häufig genug und auffallend genug, und wenn der Verdienst nicht so reichlich war, so kam das zum Theil auch daher, weil man sich weniger darum bemühte. Es fehlte an Faulheit nicht und demnach nicht an all den Untugenden, die die Faulheit in ihrem Gefolge zu haben pflegt; genug neben den Lichtseiten bot das hiesige Leben auch manche Schattenseiten dar, als der langjährige Prediger Frederich Heyen 1696 das Zeitliche gesegnete und in unserer Geschichtserzählung die zweite Periode begann

von 1696 bis 1712.

Der Prediger, der während dieser Zeit hier stand, hieß Johann Husius und war, wie Reershemius erzählt, der Sohn eines Predigers aus dem Lippeschen und bis 1686 Prediger zu Winschoten; zog aber, „weil er da nicht leben konnte, indem das salze Wasser alles überströmt hatte, von da nach Ostfriesland und ward Prediger auf Langeroog, von dannen er 1697 hieher versetzet und hier 1712 gestorben ist.“

Ob auch er zu den renitenten Predigern gehörte, die nach Wiarda im Jahre 1699 über den in Veranlassung des Ablebens der verwittweten Fürstinn Christine Charlotte von ihrem Sohne dem regierenden Fürsten Christian Eberhard selbst vorgeschriebenen Leichentext: Sirach c. 44 vs. 12—15 nicht predigen wollten, weil sie den Text mit der Leiche nicht recht in Verbindung zu bringen wußten, ist aus dem Kirchenbuche nicht ersichtlich und eben so wenig findet man darin etwas über die Wasserfluth bemerkt, die im Jahre 1699 auch den Inseln großen Schaden zufügte und die die Stände veranlaßte, von dieser Zeit an viele Jahre hindurch große Summen zu ihrer Erhaltung aufzuwenden.

Ueberhaupt läßt sich daraus kaum nachweisen, in welcher Verbindung die Insel mit dem Festlande stand und in wie fern das Leben auf dem letzteren auf das hiesige Leben Einfluß hatte. Man findet darin keine Spur von den pietistischen Streitigkeiten, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Ostfriesland bewegten und von denen uns Wiarda so erbauliche Beispiele aufbewahrt hat, wenn man dahin nicht etwa die Notiz rechnen will, daß im Jahre 1703 einige Einwohner

ihren Prediger verklagten, daß er ihnen das h. Abendmahl vorenthalte, am folgenden Tage aber schon wieder ihre Klage zurücknahmen; keine Spur ferner von der Einführung des gregorianischen Kalenders statt des julianischen, die im Jahre 1700 erfolgte und die doch nicht ohne erhebliche Wirkung sein konnte. — Von dem Landesfürsten Christian Eberhard wird außer einigen später noch zu erwähnenden Verordnungen bloß bemerkt, daß er im Jahre 1703, vom 26. bis zum 28. Juli, abermals hier gewesen, sich zu erlustigen „mit seiner Gemahlin (der Frau von Sandhorst, geb. von Kleinau, mit der er sich nach dem Absterben der Fürstin Eberhardine Sophie im Jahre 1701 in morganatischer Ehe wiedervermählt hatte), zwei Prinzen und der ältesten Prinzessin", aber nichts von seinem im Jahre 1708 erfolgten Tode, noch von den Verordnungen, die sein Nachfolger Georg Albrecht in kirchlicher Hinsicht erließ und von denen die eine unter andern dahin lautete, daß alle Hausväter bei 2 Goldgulden Strafe binnen 3 Monaten eine Bibel für sich und eine für die Kinder anschaffen sollten und worin die Prediger angewiesen wurden, halbjährlich Visitationen zu halten, sich die Bibeln vorzeigen zu lassen und saumhafte Hausväter zur Anzeige zu bringen.

Daß diese und ähnliche Verordnungen auch nach den Inseln kamen, das erleidet freilich keinen Zweifel; aber als ein bedeutendes Ereigniß konnte es doch kaum betrachtet werden, wenn der Prediger sie publicirte. Gelegentlich aber ihrer bei Geburten und Sterbefällen zu erwähnen, dazu fand sich auch keine Veranlassung, wie das doch unter andern bei der Verordnung der Fall war, die 1711 wegen der herannahenden Pest erlassen und worin befohlen wurde, die Leiche nicht über 3 Tage unbeerdigt zu lassen. In einer vollständigen Chronik würden sie zwar nicht fehlen, eine solche aber besitzen wir eben nicht und daher wissen wir auch nichts Bestimmtes darüber zu berichten, eben so wenig wie über den Einfluß, den der Gang der Dinge in Ostfriesland auf die hiesigen Verhältnisse hatte. — Im Allgemeinen dürfen wir wohl annehmen, daß man auch hier während dieser Zeit das geruhige, stille und vergleichungsweise auch glückliche Leben führte, dessen man sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in unserm engeren Vaterlande erfreute, das bekanntlich durch den damaligen spanischen Erbfolgekrieg nur wenig berührt wurde.

Daß es dann und wann nicht an Ereignissen fehlte, die dieses gemüthliche Stillleben unterbrachen, das läßt sich leicht errathen, und wenn das auch keine s. g. Weltereignisse waren, sie wurden gewiß mit eben demselben, ja vielleicht noch größerem Eifer besprochen, als diese, mochten auch an Bedeutung für die Inselbewohner diesen kaum nachstehen.

Die Todtenlisten dieser Jahre freilich haben nichts Ungewöhnliches, mit Ausnahme etwa des Jahres 1706, das sich dadurch auszeichnete, daß Niemand in diesem Jahre starb, obgleich die Gemeinde doch damals schon aus ungefähr 300 Seelen bestand. Unter den Krankheiten spielen die Pocken und die Ruhr eine Hauptrolle, eine auffallende Sterblichkeit indeß haben sie nicht in ihrem Gefolge; selbst im Jahre 1708, wo doch, wie es heißt, „wenige Kinder von den Pocken verschont blieben, so daß man in einigen Wochen kein Kind auf der Gasse spielen sah oder laut sein hörte", starben doch nur 11 Menschen. Die Mehrzahl der Verstorbenen aber, und darin ist die jetzige Zeit von der früheren doch ziemlich verschieden, bilden bei weitem Kinder unter 5 Jahren; es kommen indeß, und darin ist die Jetztzeit der Vergangenheit nur zu ähnlich, auch verschiedene Wöchnerinnen oder vielmehr Gebärerinnen darunter vor, deren Tod vielleicht nicht erfolgt wäre, wenn es ihnen nicht an jeder ärztlichen Hülfe gefehlt hätte. — Auch von Strandleichen, fremden und einheimischen, ist in diesen Listen hin und wieder die Rede, unter andern von einer, die 60 fl. ostfr. in holländischer Münze bei sich hatte, von denen die Kirche 28 fl. erhielt; der merkwürdigste der darin erwähnten Todesfälle aber möchte der sein, daß am 30. Jul. 1711 ein so eben mit seinem Vater und seinen beiden Brüdern vom Fischfange zurückgekehrter Jüngling auf der Rhede dergestalt vom Blitze getroffen wurde, „daß die Kleider nicht nur, sondern auch die Haut am Haupte, Leibe und Füßen ganz zerrissen wurde, während sein Vater und seine Brüder, die auf den Lucken gesessen hatten, durchaus verschont blieben."

Solche und ähnliche Vorfälle boten den Insulanern reichen Stoff zu Gesprächen, und auch der strenge Winter von 1708 auf 1709, wo am 14. März der sandige Boden auf dem Kirchhofe noch 3 Fuß tief gefroren war, so daß man Mühe hatte, ein Grab zu machen, und wo es noch am 16. Mai arg schneite und hagelte, wird sich so bald nicht aus ihrem

Gedächtnisse und ihren Unterhaltungen verloren haben. — Einen weiteren Unterhaltungsstoff aber boten die Strandungen dar, die man während dieser Periode mit nicht geringer Ausführlichkeit im Kirchenbuch verzeichnet findet und von denen einige nicht ganz unbedeutend gewesen zu sein scheinen.

In einer Erzählung, die wenigstens auf Offenheit Anspruch macht, darf natürlich auch das nicht unerwähnt bleiben; aber ich gestehe es gerne, daß ich das nur mit einiger Scheu hieher setze und daß es mir doch etwas unheimlich wird, wenn ich an die vielen Scharfschützen denke, die bei dem Worte „Strandung" gegen uns armen Insulaner den Bogen spannen. Allah il Allah! es wird dem Menschen wohl vom Schicksal bestimmt sein, daß er durchaus witzig sein muß; aber in der That, man sollte seine Ueberlegenheit nicht so sehr mißbrauchen, wie das gewöhnlich der Fall ist. Man hetzt uns ja förmlich und ich habe mich in dieser Hinsicht schon oft im Stillen gewundert. — Wenn ich so mit Unbekannten zusammentraf und ich meinte in der Unschuld meines Herzens, es wären das eben nur Meinesgleichen, man brauche sich ihnen gegenüber gar nicht weiter vorzusehen, oft bedurfte es nur der gelegentlichen Bemerkung, daß ich von einer Insel sei, um mich eines Andern zu belehren. Wenn es ihnen so um den Mund zuckte und sie anfingen mit den Augen zu blinzeln, dann sank mir schon das Herz; ich wußte, daß ich unrettbar verloren war. Ich kam mir vor wie der arme Vogel im Bereich einer Klapperschlange. Mancher weidet sich ordentlich an der Angst seines Opfers, ehe er es verschlingt und verspeist. Er thut allerhand unverfängliche Fragen, ob in den letzten Jahren keine Unglücksfälle vorgekommen, ob der Strand nicht abgenommen und dergleichen, er sucht sich den Anschein zu geben, als ob er nichts im Schilde führe; aber die Furcht hat uns scharfe Sinne gegeben und wir hören doch selbst während dieser sanften Flügelschläge die Pfeile in seinem Köcher rasseln. Endlich drückt er los. Es kommt die unvermeidliche Frage, denn freilich die starken Geister begegnen sich: Heißt es denn noch im Kirchengebete auf der Insel: Gott, segne den Strand! — und wäre man nun nicht selbst das Opfer, so könnte man fast seine Lust daran haben, mit welchem schmunzelndem Wohlbehagen der Schäker sein erlegtes Wild betrachtet. — Daß man versichert, es sei das, wie Freese in seinem „Ostfries- und Harrlinger-

land" weitläufig ausführt, weder jetzt der Fall, noch auch wohl jemals der Fall gewesen, daß man nachweiset, daß solchen Inseln, denen es nicht an Beschäftigung fehlt, aus Strandungen durchschnittlich nur Schaden erwachse und bisweilen ein gar nicht unerheblicher, daß man als Insulaner sich erbietet, auf jeden Vortheil von Strandungen zu Gunsten des Andern zu verzichten, wenn er auch die damit verbundenen Nachtheile übernehmen wolle, daß man sich endlich in einen gelinden Eifer hineinredet und darin auch der s. g. Strandungsordnung von 1826 nicht schont: das Alles dient natürlich nur dazu, sein Wohlbehagen zu steigern, und es ist daher kein geringes Wagniß, wenn wir hier offen die Vermuthung aussprechen, daß es vorzugsweise Strandungen gewesen sein mögen, die das Stillleben während der in Rede stehenden Zeit unterbrochen haben.

Es sind dieser Strandungen etwa ein Dutzend gewesen, doch ist nichts dabei vorgefallen, das noch jetzt erwähnt zu werden verdiente; einen Fall indeß, der freilich nur halbweges dahin gehört, darf ich mit Stillschweigen nicht übergehen.

Im Jahre 1707 im Monat Mai fertigte ein vor dem Norderneier Segatt liegender großer Kaper, der im Kirchenbuche nur „der große Kaper" genannt wird und deshalb damals allgemein bekannt genug sein mochte, ein Boot mit 6 Mann ab, um eines Harrlingers Schmackschiff von der hiesigen Rhede wegzuholen. Als aber die Insulaner dem Schiffe zu Hülfe kamen und die Räuber sie schießen hörten, kehrten sie wieder um, wurden aber von Strom und Wind an den Strand getrieben und mußten sich gefangen geben. — Was man nun mit ihnen angefangen hat, das wird nicht gesagt; wahrscheinlich aber hat man sie aus Furcht vor den Folgen wieder laufen lassen, denn es erfolgte schon am 6. Juni der hochfürstliche gnädige Befehl, daß wenn „die Insulaner des Vermögens wären, sie die Kaper, so sich auf dem Eilande einfunden, sofort in Verhaft nehmen und sofort nach Berum bringen oder schicken, wenn aber die Kaper auf der Insel keinen Schaden thäten oder zu stark wären, um apprehendiret zu werden, die Eilander ihnen wohl Speise und Trank, aber kein Attestatum geben sollten". Höchst bezeichnend ist der letzte Satz in diesem Befehle: „dafern der Capitain des

Kaperschiffs werde nachfragen lassen, sollen die Insulaner ihm nur die Wahrheit sagen und bekennen".

Daß auch dieser Vorfall zu den Ereignissen gehörte, die das allgemeine Interesse hier in Anspruch nahmen, das liegt zu Tage, und daß es auch an andern nicht fehlte, die geeignet waren, die Einförmigkeit des Lebens zu unterbrechen, das wird wohl schwerlich bezweifelt werden. — Im Allgemeinen freilich war der Zustand der Insel wohl derselbe, der er in der früheren Periode war und auch die Physiognomie des Dorfes erlitt wohl nur geringe Veränderungen. — Die Zahl der Gebäude hatte sich kaum um ein halbes Dutzend vermehrt; das bei weitem bemerkenswertheste darunter war die Schule. — Von dieser heißt es: „Anno 1704 den 21. Mai hat weil. Herrn Magister Schröder Wittwe zu Wichte (Amts Berum), nachdem sie eine Warfstätte zu einer besonderen Schule hier verehret, zu selbiger den ersten Grundstein geleget. Der Maurer war Dirk Harms von Norden, der Zimmermann Matthias Behrends von Hage, ein gottseliger Mensch". Es ist diese Schule ohne Zweifel das Gebäude, das noch jetzt die Schullehrerwohnung bildet und das bis zum Jahre 1836, wo eine neue Schule erbaut wurde, auch als Schullocal diente, und mit der Zeit ihrer Erbauung fällt höchst wahrscheinlich auch die Zeit der Anstellung eines besonderen Schullehrers zusammen.

Früher noch hatte der Prediger die Kinder zu unterrichten, wie das auf der Insel Baltrum noch jetzt der Fall ist, und es wurde nur den Winter über Schule gehalten. Sie begann mit dem 1. Advent und endigte schon um Lichtmeß oder St. Petri, sobald man nur mit den Schiffen in See kommen und fischen konnte. Im Jahre 1700 indeß erging schon eine Verordnung, daß die Kinder sowohl des Sommers als des Winters die Schule besuchen sollten und diese Verordnung wurde in den nächstfolgenden Jahren noch verschiedentlich wiederholt und eingeschärft, was natürlich nicht nöthig gewesen wäre, wenn man sich beeifert hätte, dem Befehle nachzukommen. — Allein noch im Jahre 1703 heißt es in einer fürstlichen Verordnung, daß die Insulaner „auf Schulzucht wenig achten, ja ihre Kinder gar nicht gezüchtigt haben wollen, und wohl Etliche ihre Kinder deshalb aus der Schule halten", und im Jahre 1708 hat „Ihro Hochfürstl. Durch- „laucht der gnädigste Fürst und Herr in Erfahrung gebracht,

„daß die Einwohner auf dem Eilande Nordernei sowohl Dero
„so oft und ernstlich ergangenem Befehle, als auch den ihnen
„selbst obliegenden Pflichten zuwider ihre Kinder den Sommer
„über nicht zur Schule schicken, sondern dieselben lieber müssig
„gehen, allerhand Muthwillen treiben und also in grober
„Unwissenheit und ganz unverantwortlicher und unchristlicher
„Weise aufwachsen lassen“.

Wir wissen nicht, ob der gute Fürst Christian Eberhard, dem seine Zeitgenossen den Zunamen des Friedsamen gaben und dem der Schulunterricht so sehr am Herzen lag, in andern Gegenden unseres Vaterlandes nicht ähnliche traurige Erfahrungen hat machen müssen; aber das stehen wir nicht an zu behaupten, daß die hiesige Renitenz keineswegs durch die Noth geboten wurde. — Allerdings die Mehrzahl der Einwohner beschäftigte sich mit Fischfang, und hätte man diesen Fang damals so betrieben wie jetzt, nämlich mit Angeln, so hätte man wenigstens einen scheinbaren Grund gehabt, die Kinder theilweise zu Hause zu behalten, da das Fischen mit Angeln, wie wir später erzählen werden, sehr viele Arbeiten nöthig macht, an denen auch Kinder Theil nehmen oder bei denen sie doch zur Hand gehen können. — Allein man fischte damals nicht mit Angeln, sondern mit Netzen, und große Vorbereitungen waren also nicht zu treffen. Wenn die Schiffe in See gegangen waren, dann waren die Frauen auf der Insel wohl kaum mit Geschäften überhäuft, denn Spinnen und Weben und Stricken und ähnliche Arbeiten waren gerade nicht an der Tagesordnung. Sie mußten aber doch etwas haben, womit sie sich beschäftigten; sie behielten die Kinder zu Hause und es mußten ihnen diese gleichsam als Spielzeug dienen, womit sie sich von einem Hause zum andern schleppten.

Die Männer aber fuhren in die See und zwar auf Schiffen, die doch bedeutend größer waren, als die jetzigen Schaluppen und die Schuiten hießen. Die Netze, mit denen man fischte, wurden, wie auch noch heute wohl, Kuhlen genannt, ein Ausdruck, der höchst wahrscheinlich mit dem Worte Kuhle, das bekanntlich eine Vertiefung bedeutet, verwandt, wenn nicht eins und dasselbe ist, indem das Netz in der Mitte eine beutelförmige Vertiefung hatte. Von den Netzen wurde das Fischen selbst Kuhlen genannt und man sagte nicht: Sie sind aus zu fischen, sondern sie sind aus zu kuhlen. — Man fischte übrigens nicht bloß in der See, sondern auch

auf dem Watte. Das Letztere geschah namentlich im Frühlinge und die Fischer pflegten dann wöchentlich nur einmal zu Hause zu kommen und ihren Fang abzuliefern. Es bestand dieser größtentheils aus s. g. Watt-Schullen und Butten, die getrocknet und mehr oder weniger zum eigenen Bedarfe verwendet wurden. Aus der See holte man außer Schollen auch Schellfische, die wie noch heute vorzugsweise Fische hießen. — In den frühesten Zeiten soll auch für den jedesmaligen Prediger ein Netz gehalten worden sein und der Ertrag desselben einen Theil seines Gehalts gebildet haben; der damit verbundenen Unzuträglichkeiten wegen war das aber um diese Zeit schon längst außer Gebrauch gekommen und es war dafür üblich geworden, daß von jedem aus der See kommenden Schiffe dem Prediger „eine Mahlzeit oder ein Essen" Fische gebracht wurde. Außerdem hatte jede Haushaltung demselben halbjährlich 5 gute Schellfische zu liefern; aus unbekannten Gründen indeß war diese Natural-Prästation schon vorlängst in eine Geldabgabe von 5 Stbr. verwandelt worden, was unter andern, wenn man den damaligen Werth des Geldes anschlägt, den Beweis liefert, daß die Fische damals durchschnittlich höher im Preise gestanden haben müssen, als jetzt. — Die erstgenannten „Mahlzeiten oder Essen" gaben später noch oft zu Erörterungen und Streitigkeiten Veranlassung, indem die Einwohner behaupteten, zur Lieferung von Fischen nicht verpflichtet zu sein und wir werden ihrer gelegentlich noch wieder gedenken müssen. Hier genüge die Bemerkung, daß das Pfarreinkommen ein schwankendes war, eben so wie das Einkommen der Kirche. Eins und das Andere, z. B. die Gebühren für Trauungen und Taufen und Begräbnisse, war zwar fixirt; aber Vieles, z. B. der Antheil, den der Prediger an dem Wrackholze hatte, das durch Schiffe angebracht wurde, das Holen des Heues, Torfes 2c. vom Deiche hing mehr oder weniger von dem guten Willen derer ab, die solche Dienste zu leisten hatten, und es fehlt nicht an Beweisen, daß man sich da nicht immer zu verständigen vermochte. — Uebrigens ist es erfreulich, daß man schon damals die Sitte abschaffte, den s. g. Beichtgroschen auf den Altar zu legen, weil man „solches ärgerlich und der Andacht hinderlich" erachtete und daß Jeder denselben dem Prediger ins Haus schickte. Ob dieser Beichtgroschen eine erhebliche Einnahme für ihn gebildet, das wäre

in so fern interessant zu wissen, weil sich daraus wenigstens mit einiger Sicherheit schließen ließe, wie groß die Zahl der Communicanten gewesen, indem die directen Nachrichten darüber fehlen. Sehr hoch indeß möchte ich aus vielen Gründen diese Zahl nicht anschlagen, wie denn überhaupt das kirchliche Leben während dieser Zeit von dem Prediger nicht besonders gerühmt wird. Es fehlte an Sabbathsstörungen und allerhand ärgerlichen Auftritten nicht, und wenn man auch die Kosten nicht scheute, im Jahre 1707 den westlichen Giebel der Kirche beinahe von Grund auf neu aufmauern zu lassen, der Kirchenbesuch war nichts weniger als ein fleißiger. — Wie in der vorigen Periode fehlten dem hiesigen Leben neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten nicht, als der Pastor Husius starb und in der Kirche „vorne im Eingange bei der Thüre" begraben wurde. Der Pastor Lamberti aus Esens hielt ihm die Leichenpredigt, an demselben Tage, wo er auch dem Vogte, der einige Tage nach ihm gestorben war, die Leichenpredigt hielt; worauf im Kirchenbuche folgt: „Und haben sich also „die beiden, die sich im Leben nicht vertragen konnten, im „Tode vereinigt. Der Herr ist gerecht und seine Gerichte „sind heilig."

Mit Husius Tode beginnt die dritte Periode unserer Erzählung, die die Dienstzeit von drei Predigern umfassen soll und also einen Zeitraum bildet

von 1712 bis 1748.

Der erste Prediger während dieser Periode hieß Johann Andreas Strohmann. Reershemius, der seinen Namen unrichtig Stroomann schreibt, sagt von ihm: „Er war ein „Mühlhäuser, hielt sich einige Zeit bei Dr. Spener auf, kam „hernach in Condition in Ostfriesland bei den Herren von „Appel (von dem Appelle) und Ter Braak, endlich 1702 in „dieses Amt. Anno 1720 ward er nach Westerholt gesetzet." Sein Aufenthalt bei Spener läßt vermuthen, daß er zu den s. g. Pietisten gehört hat und diese Vermuthung findet in seinen freilich sehr sparsamen Anmerkungen im Kirchenbuche ihre Bestätigung. Es beziehen sich diese Anmerkungen nämlich immer nur auf den sittlichen Zustand seiner Gemeinde und bestehen fast nur aus frommen Wünschen, daher wir auch aus den Jahren, in denen er hier lebte, wenig zu erzählen wissen. So viel ist freilich ersichtlich, daß sich die

Einwohnerzahl in diesen Jahren etwas vermehrte; während sie 1712 nur 298 betrug, war sie 1720 doch auf 325 angewachsen. Im Vergleich zu der neuesten Zeit etwa ist diese Vermehrung allerdings nur eine geringe, denn die Bevölkerung stieg unter andern in den Jahren 1832—1840 von 739 auf 831 und in den Jahren 1840—1848 von 831 auf 940; sie hätte also in den genannten Jahren verhältnißmäßig sich um 40 Seelen vermehren müssen, statt nur um 27. — Wenn das nun nicht geschah, so ist das wohl weniger daraus zu erklären, daß damals die Sterblichkeit größer war, denn es wurden verhältnißmäßig auch mehr geboren, sondern es scheint das seinen Grund gehabt zu haben in den damaligen traurigen Zeitumständen.

Man weiß ja, daß gerade in diesen Jahren Ostfriesland von mancherlei Unglücksfällen heimgesucht wurde, unter denen verschiedene Ueberschwemmungen die erste Stelle einnahmen. Die entsetzlichste war die s. g. Weihnachtsfluth im Jahre 1717; aber wie ihr schon einige vorhergegangen waren, namentlich die Frühjahrs- und Herbstfluth im Jahre 1714 und die Fastnachtsfluth im Jahre 1715, auf welche letztere im Jahre 1716 der Amel- und Mäusefraß folgte, wodurch fast alle Saaten verheert wurden, so überströmte im Jahre 1718 das Wasser von neuem das Land, und die Neujahrsfluth von 1720 war wieder fast eben so hoch wie die von 1717, wenn sie auch wegen ihrer kürzeren Dauer einen weit geringeren Schaden anrichtete.

Daß bei diesen Ueberschwemmungen auch die Inseln nicht verschont blieben, das läßt sich schon vermuthen; es liegen uns aber auch bestimmte Angaben darüber vor. Das hiesige Kirchenbuch freilich schweigt darüber gänzlich, Wiarda indeß sagt, daß in der Weihnachtsfluth von 1717 hier ein Haus gänzlich weggespült, 20 erheblich beschädigt wurden und 20 Stück Vieh umkamen. Nordernei hatte also verhältnißmäßig noch von Glück zu sagen, denn auf der benachbarten Insel Juist, wo der Prediger Elias Tilen diese Fluth vorhergesagt haben soll, wurden nicht nur 9 Häuser hinweggespült und es kamen nicht nur 22 Stück Rindvieh und 70 Schafe um, sondern man hatte auch den Verlust von 28 Menschen zu beklagen und nur die Insel Baltrum scheint außer einigen Dünen nichts eingebüßt zu haben. — Die übrigen so eben erwähnten Ueberschwemmungen mögen hier nun weiter keinen

erheblichen Schaden angerichtet haben, als daß sie einige Dünen wegspülten und so die Insel verkleinerten; die genannte Weihnachtsfluth indeß scheint der Insel doch verderblicher gewesen zu sein, als man nach den obigen Angaben vermuthet. Im Jahre 1716 nämlich sind hier 335 Einwohner und in den Jahren 1717 und 1718 nur 324. Es hat sich also die Zahl um 11 vermindert und doch sind nach der Angabe des Kirchenprotokolls 21 geboren und nur 14 gestorben, die Zahl hätte sich demnach um 7 vermehren müssen. Es fehlen somit 18 Personen, von denen man nicht weiß, wo sie geblieben sind. Sind sie vielleicht fortgezogen? oder sind sie in den Stürmen zur See umgekommen? — Es ist das Letztere deshalb das Wahrscheinlichere, weil der Insulaner bekanntlich nicht leicht seinen Wohnsitz anderswo aufschlägt, und weil sich dasselbe Mißverhältniß zwischen der Zunahme der Bevölkerung und der Zahl der Gebornen und Gestorbenen noch öfterer herausstellt, was sich nur daraus erklären läßt, daß Manche mit ihren Schiffen von hier wegfuhren, von denen später nie wieder etwas verlautete. So viel ist aber gewiß, die Zahl derer, die in Besitz von größeren (Kauffahrthei-) Schiffen kamen, mehrte sich jetzt und dadurch hob sich auch wieder der Wohlstand der Insel, der durch die hohen Fluthen, in denen sicherlich auch viel Weideland verloren ging, etwas gefährdet sein mochte.

Auf den Pastor Strohmann folgte im Jahre 1720 der Pastor Strohbach, von dem Reershemius Folgendes berichtet: „Johann Strohbach, aus Hemleben in der Grafschaft Bich„lingen in Thüringen bürtig, ward 1720 Prediger, hatte „aber 1731 den 15. Februar ein ganz fatales Ende." Von diesem seinem „fatalen Ende" wird weiterhin die Rede sein; zunächst erlauben wir uns, die allgemeinen Verhältnisse zu berücksichtigen.

An bestimmten Nachrichten über diese Verhältnisse fehlt es uns freilich, was vielleicht auch darin seinen Grund hat, daß die hiesigen Prediger, wie so viele ostfriesischen Prediger der damaligen Zeit, keine Einheimischen waren und daher an den Partheiungen zwischen dem Fürsten und den Ständen, die in jenen Jahren (1720—1727) unser Land zerrissen und die unter dem Namen des Appel-Krieges bekannt sind, nicht das Interesse hatten, das man bei einem gebornen Ostfriesen doch voraussetzen dürfte. Zum Theil indeß mag das Schweigen

über jene Unruhen auch daher rühren, daß die Insulaner nicht unmittelbar dabei betheiligt waren. Sie waren nämlich, wie Freese schreibt, „von dem Steuerwesen völlig frei, „bezahlten weder Schatzung, noch Accise oder Surrogat derselben an die Landschaft, wurden auch unter keinen der drei „Stände Ostfrieslands gerechnet, weder zu Landtagen noch „andern Versammlungen berufen, waren vielmehr in Ansehung „der Administration der Justiz, des Patronatsrechts und „anderer Polizeianordnungen völlig dem Landesherrn unterworfen." — Auf das unbedeutende Herren- oder Schutzgeld nun, das sie dem Fürsten statt der früher gelieferten Fische und Schullen bezahlten, machten die Stände wohl keinen Anspruch, und die Schatzungen, die die letzteren ausschrieben, wurden von ihnen nicht erhoben. So konnte es ihnen also ziemlich gleichgültig sein, ob das alte Administrations-Collegium in Emden oder das neue in Aurich diese Schatzungen ausschrieb und beitreiben ließ, und persönliche Hülfe, wenn es, wie unter andern 1724 bei Hage und in Norden zu Thätlichkeiten kam, konnten sie wegen der Entfernung der Inseln vom Festlande auch nicht leisten. — Sie waren fast gezwungen, bei diesen Mißhelligkeiten neutral zu bleiben, eben so wie der König von Preußen und die General-Staaten von Holland, und es mag ihnen diese Neutralität nicht unerwünscht gewesen sein. — Wenn sie auch keinen unmittelbaren Vortheil davon hatten, sie blieben doch dadurch von vielen Nachtheilen verschont; ihre Lage durfte im Vergleich zu der ihrer übrigen Landsleute gewiß eine glückliche genannt werden, und wenn auch sie die Spaltungen in ihrem Vaterlande nicht bloß aus patriotischen Gründen beklagten, wenn auch sie Ursachen hatten, über den s. g. Appel-Krieg zu seufzen, so fand diese Ursache doch erst späterhin Statt, was wir indeß um des Zusammenhanges willen hier sogleich erzählen wollen.

Im Jahre 1732 war Vogt auf dieser Insel ein gewisser Johann Tromp, ein Mann, der noch jetzt als ein böser Vogt im Gedächtnisse des Volkes fortlebt und den der damalige Prediger Poppen einen „frechen und liederlichen" Menschen nennt. Wenn man nun liest, daß 1733 bei einem Kinde des Tromp „der durchlauchtigste Fürst Georg Albrecht und die durchlauchtigste Fürstinn Sophie zu Gevatter standen", wenn auch nicht in höchsteigener Person, sondern sich durch

den Amtmann und dessen Gemahlin aus Hage vertreten ließen, obgleich der Fürst auch gerade in diesem Jahre auf Norderuei gewesen ist, um die Helmpflanzungen in Augenschein zu nehmen, und 1735 bei einem andern Kinde abermals „der Fürst Carl Edzard und dessen Gemahlin", so liegt die Vermuthung nahe genug, daß das derselbe Tromp ist, der als kühner Partheigänger dem Fürsten im Appel=Kriege so erhebliche Dienste leistete, mit seinem Freicorps so viele Renitenten gefangen nahm und unter andern auch an dem Siege der fürstlichen Truppen über die ständischen bei Hage 1727 einen nicht unbedeutenden Antheil hatte. Er war, nach Wiarda, der ihn gelegentlich einen schnaubenden Saulus nennt, eigentlich ein Matrose, konnte also, als der Fürst völlig gesiegt hatte und sein Kanzler Brenneisen sich im Stande sah, seine getreuen Anhänger zu belohnen, zu einem bedeutenden Posten wohl kaum erhoben werden, zu einem Vogte auf der Insel mochte man ihn indeß doch gut genug halten. Ob er nun hier das Gewerbe eines Freibeuters fortgesetzt, das er früher mit so glücklichem Erfolge getrieben und wodurch er eigentlich seine Frechheit an den Tag gelegt, das läßt sich aus Mangel an bestimmten Nachrichten nicht sagen: es ist mir aber nur zu wahrscheinlich, daß die dahin einschlagenden Data gewaltsam aus dem Kirchenbuche vertilgt sind. — Ist es ihm vielleicht nicht unbekannt geblieben, daß etwas darin enthalten sei, wodurch er gravirt werden könnte und hat er es durchzusetzen gewußt, daß dergleichen vernichtet werde, oder hat der Prediger sich später mit ihm ausgesöhnt, was daraus hervorzugehen scheint, daß er 1747 als Gevatter seines Kindes aufgeführt wird: genug, es sind nur zu viele, offenbar von des Pastor Poppen Hand beschriebene Blätter weggeschnitten, und daß dieser Poppen eine scharfe Feder geführt, das ist unter andern auch daraus zu entnehmen, daß er eine kürzere Bemerkung wieder durchgestrichen hat und zwar, wie er selbst sagt, „weil er dazu Recht und auch Befehl „gehabt." Uebrigens starb der Vogt Tromp im Jahre 1750 im 51sten Jahre seines Alters und wurde in Hage begraben.

Wir sind mit dieser Erzählung aber schon in eine spätere Zeit hineingerathen und holen nur aus der früheren noch nach, daß sich die Menschenzahl hier von 1720 bis 1731 um 31 vermehrte, indem sie bei dem Tode Strohbach's 356 betrug, während sie bei seiner Ankunft hieselbst nur 325 betragen

hatte. — Sein Verhältniß zu denselben scheint aber kein erfreuliches gewesen zu sein, namentlich aber kommen mehrfache Klagen vor, daß man ihm seine Einkünfte zu schmälern suche. Man würde ihm wohl Unrecht thun, wenn man bei diesen Klagen die Schuld bloß auf seiner Seite suchen, oder sie mit dem bekannten Vorwurfe der „pfäffischen Gierigkeit" beseitigen wollte. Es wird ihm in dem bei seinem Tode aufgenommenen Protokolle nicht nur bezeugt, daß er „jederzeit einen guten und christlichen Lebenswandel geführt", sondern es kommen auch im Kirchenbuche mancherlei Beweise vor, daß er es redlich meinte mit der ihm anvertrauten Gemeinde und daß ihm ihr Seelenheil vor allem andern am Herzen lag. — Wir lassen es freilich dahin gestellt sein, in wie fern er darin Recht hatte; aber es werden unter den Verstorbenen nicht wenige von ihm angeführt, über deren christliches Ende er seine Freude aussprechen zu dürfen glaubt, woraus sich denn auch vermuthen läßt, daß seine Seelsorge nicht bei Allen vergeblich gewesen. Wer nun zunächst die Schuld daran trägt, daß das bei Einigen oder wohl gar bei Vielen nicht der Fall gewesen, das läßt sich jetzt schwer ermitteln; wenn er indeß bei Gelegenheit einer an einem Sonntage angetriebenen Strandleiche sagt, es sei bei dieser Leiche „Gold und Geld gefunden worden, aber wie viel, das „wisse Gott und der Vogt" und wenn er dann klagt, „der „Vogt habe den Eilandern so viel zu trinken gegeben, als „sie verlangt, und es sei des übermäßigen Saufens wegen „nicht nur die Kirche nicht besucht worden, sondern es habe „deshalb auch kein Sermon am Grabe von ihm gehalten „werden können", so wird man wohl einräumen müssen, daß seine Aufgabe als Prediger eben keine leichte war. — Mögen sich die Mißhelligkeiten auch zum Theil daraus erklären lassen, daß er mit Sitte und Sprache nur wenig bekannt war und ist auch mit Recht anzunehmen, daß sich die Sache sicherlich anders gestaltet haben würde, wenn er nur einmal herzhaft eben so aus dem Walde herausgerufen hätte, wie man hineinrief; man fühlt doch innige Theilnahme mit ihm, wenn man ihn im Jahre 1730, also in demselben Jahre, wo er in Leer auf der Wahl gepredigt hatte, beim Tode seiner zweiten Frau (costa mea carissima nennt er sie), wie einen zweiten Ovid in den Seufzer ausbrechen hört, daß sie „allhier in der Wüste an einem fremden und wilden Ort" gestorben sei,

und diese Theilnahme steigert sich zu sprachlosem Entsetzen, wenn man 1731 liest, daß er nach der Anzeige des Vogts Husius am 1. Februar „des Morgens in seinem Bette und „zwar den darin vorhanden gewesenen Lichter oder Aufheber „um den Hals habend, todt vorgefunden wird." — Man fragt sich: wie mag der Mann geendet haben? findet aber keine genügende Antwort; denn wenn auch das Protokoll besagt, daß „der Dr. med. Bacmeister und der Chirurgus „Siemens bei der Section keine sonderliche Spur eines er„littenen gewaltsamen Todes an ihm haben entdecken können", so hat die Commission doch auch „wegen seines jederzeit geführten guten und christlichen Lebenswandels und wegen ein und anderer sonst wahrgenommener Umstände" nicht glauben mögen, daß er selbst Hand an sich gelegt, und spricht sich zuletzt dahin aus: „dem Höchsten sei es am besten bekannt, „auf welche Art er zu Tode gekommen." Darin muß man ihr nun freilich unbedingt Recht geben, wenn man auch wünscht, daß sie noch etwas genauere Nachforschungen angestellt hätte; es scheint indeß, daß sie ihre Wirksamkeit hauptsächlich darauf gerichtet hat, für eine anständige Bestattung der Leiche zu sorgen. Es war das nicht so ganz leicht, denn die Einwohner weigerten sich anfangs, Hand anzulegen, und erst als ein hochfürstlicher Befehl den Vogt „mit Cassation und jeden Andern mit 50 fl. Brüche und anderer arbitrairer Strafe" drohte; erfolgte „die unterthänigste Parition" und der Verstorbene wurde am neunten Tage in der Kirche vor dem Altar neben seiner Frau begraben, indem Pastor Thau, der 1728 vom Predigerdienste in Dornum removiret war und damals vielleicht in Hage oder Berum wohnte, ihm die Leichenrede hielt.

Ob sein Tod nicht vielleicht eine Folge des Appel-Krieges war, insofern man annehmen darf, daß es während desselben an prompter Justiz mangelte und seine etwaigen Klagen keine besondere Berücksichtigung fanden? — Wenigstens hat er noch wenige Tage vor seinem Tode, am 26. Januar, den Versuch gemacht, sich mit der Gemeinde gütlich zu vereinbaren, wobei er auf 1. Sam. 12, 3—5 hinwies, und es scheint dieser Vergleich doch auch kein ganz mißlungener gewesen zu sein: dennoch dieses entsetzliche Ende!

Wenden wir uns davon hinweg und zu seinem Nachfolger, dem Pastor Onno Wilhelm Poppen, eines Predigers

Sohn aus Aurich=Oldendorf, also einem Ostfriesen, dessen fester Handschrift man es schon ansehen zu können meint, daß er auch eine kräftige Sprache geführt haben müsse. Er mag sich damit denn auch gebührend Gehör verschafft haben, wenigstens kommen von ihm weiter keine Klagen vor, sondern höchstens scharfe Rügen, und wenn er, wie wir vermuthet haben, sich mit dem Vogt Tromp späterhin ausgesöhnt hat, so scheint man annehmen zu dürfen, daß seine Lage verhältnißmäßig keine ganz ungünstige gewesen sein könne. — Dennoch hat er 1748 seinen Dienst hier aufgegeben und ist nach Norden gezogen, wo er noch bis zum Jahre 1763 gelebt hat. Die Ursachen, die ihn dazu bewogen, sind mir unbekannt; wenn er aber an einer Stelle des Kirchenbuches von Personen redet, die „in Aurich falsch Zeugniß wider ihn abgeleget", und wenn man ferner bemerkt, daß der Amtmann aus Berum von Zeit zu Zeit sein Kirchenbuch hat durchsehen müssen, so kann man sich des Verdachtes kaum erwehren, daß sein Verhältniß zu den höheren Behörden nicht immer ein erfreuliches gewesen ist und daß er sein Amt vielleicht nur deshalb freiwillig niedergelegt hat, weil man ihn sonst dazu gezwungen haben würde.

Er erlebte aber während seines 18jährigen Hierseins, von 1731 bis 1748, nicht nur den Tod des Fürsten Georg Albrecht im Jahre 1734, sondern auch den seines Nachfolgers Carl Edzard im Jahre 1744; das Fürstenthum Ostfriesland und also auch Nordernei war in diesem letzteren Jahre, da mit Carl Edzard der Mannsstamm des ostfriesischen Regentenhauses erlosch, in den Besitz des Königs von Preußen gekommen, der schon 1694 den Expectanzbrief darauf erhalten hatte. — Einen bedeutenden oder wenigstens einen auffallenden Einfluß auf die hiesigen Verhältnisse hatte übrigens dieser Regierungswechsel wohl nicht, da der König von Preußen Ostfriesland mit allen Privilegien und Rechten übernahm, die es unter den Fürsten gehabt hatte, und also auch die Nordernejer statt des bisherigen Landesherrn nur einen andern erhielten. Das freilich mag sie doch geschmerzt haben, daß ihr Fürst nun kein Einheimischer mehr war, zumal sie, wenn man sonst der Sage trauen darf, mit demselben auf einem Fuße standen, der an die einfachsten Zeiten erinnert. Die Fürsten, so erzählt man sich, kannten Gentohm und Bentohm und Andere bei Namen, unterhielten sich gerne mit

ihnen, wenn sie etwa nach Aurich kamen und dann auch den Fürstohm besuchten und ließen sich ihre mitunter etwas derbe Antworten lächelnd gefallen.

Das hörte nun freilich auf, als Ostfriesland an Preußen kam. Von den preußischen Fürsten ist keiner, so viel mir bekannt, hieher gekommen, und wenn die Norderneier auch gegen den Ruhm des „alten Fritz" nicht ganz gleichgültig blieben, es war die gemüthliche Verbindung zwischen ihnen und dem Regenten doch aufgehoben und die preußische Zeit scheint hier daher auch kaum so viele Erinnerungen zurückgelassen zu haben, als die Fürstenzeit. — Ueberhaupt aber ist die örtliche Sage hier vergleichungsweise nur sehr dürftig und dürftiger, als man auf einer Insel erwarten sollte, was daher rühren mag, daß in der neuern Zeit hier so Vieles vorgefallen ist und daß namentlich die Badesaison alljährlich eine Unterbrechung des gewöhnlichen Lebensstromes herbeiführt. — Wie man hier deshalb nichts mehr von der Weihnachtsfluth von 1717 weiß, so auch nichts von der Catharinenfluth 1736 und eben so wenig von dem harten Winter 1740, obgleich dessen Strenge auch hier fühlbar genug genug geworden sein mag. Da derselbe sich nicht bloß dadurch auszeichnete, daß es so ungemein stark fror, sondern vorzüglich auch dadurch, daß der Frost so ungemein lange anhielt, indem es noch am 17. Juni stark fror und noch am 3. August reifte, so wird es auch hier wohl, wie überall in Ostfriesland, an Viehfutter gemangelt haben und an Nahrung für die Menschen wird auch schwerlich Ueberfluß gewesen sein, zumal der Frost schon im November 1739 anfing und nun anhaltend bis tief in den Frühling des folgenden Jahres hinein fortdauerte. — Die Verhältnisse waren hier aber so, daß gewöhnlich erst von dem Verdienste des Herbstes die Wintervorräthe angeschafft werden konnten, und wenn der Winter daher ungewöhnlich früh eintrat, so pflegte es mit diesen Vorräthen meistens nur schlecht bestellt zu sein. — Kaum ein Bäcker wohnte hier damals, geschweige denn Kaufleute und Krämer. Die Einwohner backten ihr Brod in einem gemeinschaftlichen Ofen, nachdem sie das Korn auf Handmühlen gemahlen hatten, und für die übrigen Mundvorräthe hatte Jeder zu sorgen, so gut es ihm eben möglich war. Häufig genug mußten diese nun im Winter ergänzt werden, und bei den Reisen, die man deshalb übers Watt

durchs Eis machen mußte, hat Mancher nicht nur seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben eingebüßt. So mag es denn auch 1740 an Unglücksfällen nicht gefehlt haben und es mag die Noth hier damals groß genug gewesen sein; allein es ist die Noth wieder vergessen, als bessere Zeiten kamen, und wenn wir nur noch angemerkt, daß die Einwohnerzahl von 1731 bis 1748 von 356 auf 445 stieg, also sich bloß um 89 vermehrte, welche geringe Vermehrung vielleicht darin seinen Grund hatte, daß hier einige Male die Blattern grassirten und viele Kinder hinwegrafften, so werden wir wohl das Merkwürdigste aus der bisherigen Periode hervorgehoben haben.

Wir wenden uns deshalb zu der folgenden Periode, die die Jahre umfassen soll

von 1748 bis 1793.

Es ist das freilich ein Zeitraum von 45 Jahren und es haben während dieser Zeit verschiedene Prediger hier gestanden; allein es ist fast, als ob die Nachrichten jetzt immer spärlicher werden, und ich werde aus dieser langen Periode doch kaum etwas Anderes zu berichten haben, als was mit der Anstellung und Versetzung dieser Prediger zusammenhängt.

Der erste in dieser Reihe war Georg Hartken Eymen aus Esens, der nach Reershemius 1748 hier eingeführet und 1756 nach Auricholdendorf berufen wurde, also in demselben Jahre von hier zog, in dem bekanntlich der 7jährige Krieg ausbrach und in dem, was nicht so bekannt sein mag, Ostfriesland wieder von einer Wasserfluth heimgesucht wurde, die die Fluth von 1717 an Höhe noch übertroffen haben soll, wenn sie auch, da die Deiche jetzt besser waren, bei weitem nicht so beträchtlichen Schaden anrichtete. Es hat nun weder das Eine noch das Andere ihm zu einer Bemerkung im Kirchenbuche Veranlassung gegeben; seinem Namen indeß hat er hier dadurch ein Gedächtniß gestiftet, daß während seiner Amtsführung die hiesige Kirche so bedeutend vergrößert wurde, daß man diese Vergrößerung fast einen Neubau nennen kann. — Es wurde nämlich der niedrigere östliche Theil aufgeführt, der wenigstens im Innern so viel Raum darbietet, daß dagegen der westliche Theil fast ganz verschwindet. Man begann mit diesem Bau am 23. Juni 1750 und schon

am 20. September desselben Jahres konnte in der neuen Kirche über 1. Cor. 11, 17—22 gepredigt werden. Die Baukosten wurden bestritten „theils aus denen 700 ₰, so „zu des Fürsten Zeiten der Kirche gnädigst geschenkt und „bisher zu Aurich aufbehalten waren, theils von Collecten= „und Beckengeldern"; wie hoch sich indeß dieselben belaufen, darüber fehlen die Nachrichten.

Eine solche Vergrößerung der Kirche war aber gewiß nothwendig genug, denn da die Gemeinde 1750 schon auf 450 Seelen angewachsen war, so hätte der Kirchenbesuch wirklich äußerst unbedeutend sein müssen, wenn sie in dem kleinen noch vorhandenen westlichen Theil der Kirche auch nur einigermaßen Raum gehabt hätte. — Das freilich darf nicht vergessen werden, daß so wie die Einwohner sich an Zahl vermehrten, sich immer mehr auf die Fracht=Schifffahrt legten und daß während des Sommers namentlich wohl nur ein kleiner Theil von den erwachsenen männlichen Personen zu Hause war. Zwar wurde hier auch noch gefischt; allein die Vermehrung der Fischer hielt mit der Vermehrung der Einwohner keinesweges gleichen Schritt, vielmehr scheinen es die Meisten vorgezogen zu haben, auf kleinen Fahrzeugen von etwa 20 bis 60 Last durch Frachtfahren ihren Unter= halt zu suchen oder auch auf fremden Schiffen als Matrosen zu dienen. — Wenigstens zählte man hier zu Ende dieser Periode im Jahre 1790 nur 12 Fischerschnicken, dagegen schon 20 größere und kleinere Kauffahrteischiffe, welche letz= tere schon allein eine Besatzung von ungefähr 100 Mann erforderten. Da diese Besatzung nun aber fast nur aus Einheimischen bestand, so konnte die Zahl der Männer hier namentlich während der Sommermonate, wo doch gewöhnlich alle Schiffe ohne Ausnahme abwesend waren, eben nicht sehr groß sein, und daraus wohl erklärt es sich, daß das Bedürf= niß nach Erweiterung der Kirche nicht schon eher und nicht dringender sich geltend machte.

Aus dieser Beschäftigung der Einwohner aber läßt es sich theilweise wenigstens auch erklären, daß die Bevölkerung nur so wenig zunahm, indem sie in 45 Jahren sich nur um 100 vermehrte, zum Theil aber mag das seinen Grund auch darin haben, daß hier während dieser Zeit verschiedene Male ansteckende Krankheiten herrschten. So starben hier vom Herbste 1759 bis dahin 1760 über 100 Personen mei=

stens an der rothen Ruhr, die durch einen hiesigen Schiffer, der krank ans Land kam, hieher verschleppt war und es starb also der 5te Mann. Auch in den nächstfolgenden Jahren ist die Sterblichkeit namentlich im Vergleich zu der neuern Zeit immer noch sehr bedeutend gewesen und die Zahl der Einwohner, zumal auch nicht wenige zur See verunglückten, konnte sich kaum mehren, wenn auch die Geburten verhältnißmäßig sehr beträchtlich waren. Bald waren es die Blattern, die hier Schrecken verbreiteten, bald die Masern und Rötheln und ihren Verheerungen konnte wohl um so weniger Einhalt gethan werden, da es hier fast gänzlich an ärztlicher Hülfe fehlte. Einen Arzt vom Festlande kommen zu lassen, dazu gebrach es den Insulanern im Allgemeinen an Mitteln, wenn auch zugegeben werden muß, daß Einzelne sich mit ihren Schiffen ein nicht unbeträchtliches Vermögen sammelten und zu den Wohlhabenden gezählt werden konnten. — Eben dieser Mittellosigkeit der Einwohner wegen war denn auch die hiesige Pfarre nicht besonders dotirt und die meisten Prediger mochten sich freuen, wenn sie bald wieder versetzt wurden, wie denn der genannte Pastor Eymen schon 8 Jahre nach seiner Anstellung einem Rufe nach Auricholdendorf folgte.

Sein Nachfolger war Johann Conrad Hellmts, „zu „Friedeburg 1723 geboren, 1757 den 21. August hieher ge„setzet und 1758 den 16. August feierlich eingeführet." Seine feierliche Einführung verzögerte sich wohl deshalb, weil es für den Introducenten doch immer etwas beschwerlich war, nach der Insel zu kommen; er ist hier aber nur etwa 8 Jahre gewesen, denn schon im Jahre 1766 wurde er nach Loquard versetzt und es folgte ihm Conrad Wilhelm Wenkebach, eines Predigers Sohn aus Nesse, der ebenfalls nach 8 Jahren im Jahre 1784 nach Bleersum versetzt wurde.

Es mag nun auch mit an diesem raschen Wechsel der Prediger liegen, daß die Kirchenbücher dieser Zeit zu einer Bemerkung kaum Veranlassung geben; man sieht es ihnen an, daß nur das Nothwendigste darin verzeichnet ist. — Ein anderer Grund ihrer Dürftigkeit aber liegt sicherlich auch darin, daß die abgelegene Insel von allen Calamitäten, die während jener Zeit Ostfriesland trafen, fast so gut wie gänzlich verschont blieb und nur aus den günstigen Verhältnissen ihren Vortheil zog, die doch auch dann und wann wieder eintraten. — So spürte sie es gewiß kaum, als im Jahre

1757 Ostfriesland von österreichischen und französischen Truppen überschwemmt und für die Kaiserin Maria Theresia in Besitz genommen wurde, und von der Gefahr, die uns damals drohte, in eine dänische Provinz verwandelt zu werden, mag sie kaum etwas gehört haben. Eben so wenig hat sie von den Räuberhorden des Marquis de Conflans im Jahre 1761 etwas zu leiden gehabt, ja, es ist sehr die Frage, ob von hier aus zu den ungeheuren Kriegscontributionen auch nur ein Pfennig bezahlt ist. Eine und die andere Besorgniß mag immerhin obgewaltet haben; aber daß diese so weit gingen, daß man einen Besuch der Feinde befürchtete, das kann ich mir kaum denken und noch weniger kann ich mir vorstellen, daß man sich, wie damals die Borkumer, erboten habe, sich zu bewaffnen und die Insel gegen etwaige Streifereien zu vertheidigen. — Die Lage der Insel sicherte ihr in diesem Kriege eine Art Neutralität und nur die Entwerthung des Geldes, die eine Erhöhung des Preises für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zur Folge hatte, mag auch ihr fühlbar geworden sein. — Uebrigens wie wenig sie auch während des siebenjährigen Krieges litt, so viel Patriotismus nicht nur, sondern auch so viel Anhänglichkeit an Friedrich den Großen dürfen wir ihr doch zutrauen, daß wir annehmen, auch sie habe sich herzlich gefreut, als am 20. März 1763 nach Anleitung von 3 Mos. 26, 6 der Friede von allen Kanzeln verkündigt wurde. — War die Stellung zu der königl. preußischen Regierung auch wesentlich keine andere geworden, als zu der fürstlichen, ja hatte auch die gemüthliche Beziehung zu dem Landesfürsten, wie wir bereits bemerkt haben, aufgehört: der Gedanke, einem Lande anzugehören, über das Friedrich der Große gebot, hatte doch etwas Erhebendes und auch hier an den äußersten Grenzen seiner Staaten wird der König sich die Herzen gewonnen haben, der eben so nachdrücklich die Gerechtigkeit im Lande zu handhaben verstand, wie er derselben nach außen hin Achtung zu verschaffen wußte. — Es leidet auch keinen Zweifel, seine glücklichen Bemühungen, den Wohlstand Ostfrieslands namentlich auch durch Handel und Schifffahrt zu heben, sie sind auch den Insulanern zu Gute gekommen und wenn sie auch von den Kaperbriefen, die er im Jahre 1759 ausgab, höchst wahrscheinlich keinen Gebrauch gemacht haben, der Aufschwung, den der Handel Ostfrieslands nahm, als die

Emder Kaufleute 1768 anfingen, die Landesproducte direct nach England zu senden, statt sie wie bisher an Bremer und Holländer zu verkaufen, hat zuverlässig auch für sie die günstigsten Folgen gehabt und noch deutlicher mag sich der wohlthätige Schutz des preußischen Adlers hier herausgestellt haben, als wegen des amerikanischen Freiheitskrieges von 1776 bis 1783 der Handel fast aller seefahrenden Nationen Europa's gefährdet war, während es kaum einen Hafen gab, in dem nicht die neutrale preußische Flagge wehte. — Wenn demnach auch in Folge des Mißwachses in Ostfriesland von 1782 bis 1787 eine Theuerung eintrat, es war dieselbe für die hiesige Gemeinde doch vielleicht nicht so drückend, wie für manche andere: es muß verhältnißmäßig ein nicht unbedeutender Wohlstand hier geherrscht haben, als der schon genannte Pastor Wenkebach 1782 die Insel verließ und Christian Matthias Hafner, der Sohn eines Arztes aus Emden, sein Nachfolger wurde.

Es ist auch dieser nur kurze Zeit hier gewesen, bis zum Jahre 1793, wo er in den jüngsten Dienst nach Esens gesetzt wurde und auch seine Zeit scheint an merkwürdigen Ereignissen nicht reich gewesen zu sein, wenigstens nicht an solchen, die in den hiesigen Verhältnissen eine auffallende Veränderung zur Folge hatten, indem sonst diese Zeit gerade nicht arm an Weltbegebenheiten genannt werden kann. — Es starb nicht nur 1786 Friedrich der Große und hinterließ seine Staaten, und also auch Ostfriesland, seinem Thronerben Friedrich Wilhelm II., dessen Huldigungs-Commissair schon am 15. November bei Leer zu Fuß über die gefrorne Ems gehen konnte, sondern Preußen führte auch 1787 einen, wenn auch nur kurzen Krieg mit Holland und dann brach ja 1789 die französische Revolution aus, die schon 1792 den Krieg zwischen Preußen und Frankreich entzündete. Wenn indeß diese Kriege auf Ostfriesland überhaupt kaum einen andern sichtbaren Einfluß hatten, als daß die Stände sich mit der Regierung über die Stellung der Trainknechte herumstritten, indem in Ostfriesland nicht einmal Soldaten geworben, geschweige denn ausgehoben wurden, es auch von allen Truppenmärschen und Einquartierungen bis 1795 verschont blieb, so nahm Nordernei noch viel weniger daran unmittelbaren Antheil. — Gerüchte drangen auch wohl hieher und auch Zeitungen mögen sich hierher verirrt haben:

dem Einen und dem Andern blieb wohl das Gefühl nicht fremd, daß die Zeit noch eine Zeit gebären wolle; weil indeß damals die Schifffahrt, womit sich der größte Theil der Einwohner beschäftigte, noch wenig Störungen erlitt und das Verhältniß zu dem Regentenhause keiner Veränderung unterlag: so ist es leicht erklärlich, daß die äußere Gestalt der Dinge hier so ziemlich dieselbe blieb, zumal die neuen Ansichten, die sich damals Bahn brachen, bei den am Herkömmlichen festhaltenden Insulanern anfangs wohl nur wenig Anklang fanden. Auch das Religionsedict von Wöllner im Jahre 1788 hat, wie überhaupt für Ostfriesland, auch für die Insel zuverlässig keine große Bedeutung gehabt, denn dazu fehlte es hier an religiösen Extremen; von nicht unerheblichen Folgen aber für dieselbe waren die Sturmfluthen, die in den Jahren 1790 und 1791 wieder Schrecken verbreiteten und von denen die letztere die Höhe der Weihnachtsfluth 1721 sogar um 6 Fuß übertroffen haben soll. — Es veranlaßten nämlich diese Fluthen die Stände, auf die Erhaltung der Inseln, als Schutzwehren der Deiche, ihr besonderes Augenmerk zu richten und es wurde nicht nur das bereits 1727 und 1779 erlassene Verbot des Schillfangens und Sandholens bei den Inseln 1790 erneuert, sondern es wurde auch zur Aufrechthaltung dieses Verbots ein mit 4 Kanonen ausgerüstetes Wachtschiff angestellt, das dann auch bis 1795 gekreuzt hat, ohne freilich viel auszurichten. — Nicht minder wurde die schon 1753 von den Ständen zur Erhaltung der Inseln, wofür die Domainen- und Kriegscasse jährlich 420 ℔ verausgabte, bewilligte jährliche Summe von 350 ℔ um 100 ℔ vermehrt, so daß jetzt über 850 ℔ disponirt werden konnte, zugleich aber auch eine aus einem Deputirten der Stände und einem sachkundigen Ingenieur von Seiten der Kammer bestehende Commission angeordnet, die die Inseln jährlich zweimal, im Frühlinge und im Herbste, zu bereisen und die nöthigen Anordnungen zu treffen hatte. Es war das Alles nöthig genug, denn seit längerer Zeit war man in dieser Hinsicht nur zu saumselig gewesen. — Zwar war die Erhaltung der Inseln schon zu Anfange des 17. Jahrhundert in Anregung gebracht und man hatte 1703 s. g. „Dünemeiers“ aus Holland kommen lassen, die es verstanden, Sandfänge aus Rohr und Sträuchen zu errichten; man hatte sich indeß bald überzeugt, daß diese Sandfänge

wenig oder gar nichts nützten, dagegen aber, weil sie jedes Jahr erneuert werden mußten, ein Ansehnliches kosteten. — So war denn die Sache wieder ins Stocken gerathen und das war nun allerdings so lange auch ziemlich gleichgültig gewesen, so lange man nicht eine bessere Erhaltungsmethode anwandte. Die aber wurde jetzt angewandt und der Deichcommissair Bley wußte, wie Freese erzählt, „theils durch „Helmpflanzen und Saen, theils durch Anpflanzen von Busch„werk, als Bitterweiden, Haftdorn, Seestrandsdorn, die durch „Ableger, Stecklinge und Wurzelbrut von der Insel Borkum „nach andern Inseln verpflanzt wurden", einen solchen Erfolg zu erzielen, daß Stände und Kammer sich bewogen fanden, im Jahre 1794 an außerordentlichen Verbesserungskosten noch 1850 ℔ zu bewilligen.

Daß nun diese Anordnungen auf Nordernei nicht ohne Einfluß blieben, ist selbstredend; das Kirchenbuch indeß hatte nichts damit zu thun und spricht daher auch nicht davon. — Selbst jener Sturmfluthen wird darin nicht erwähnt und von Strandungen und sogar von Strandleichen kömmt auch nichts darin vor. Letzteres würde allerdings auffallend genug sein, wenn man nicht wüßte, daß damals die Strandleichen gewöhnlich, wie man sagt, ohne Sang und Klang neben dem Kirchhofe begraben und deshalb auch wohl nicht in das Kirchenbuch eingetragen wurden. — Das ist jetzt anders und die Strandleichen erhalten nicht nur auf Kosten der Gemeinde einen Sarg und werden auf dem Kirchhofe mit den üblichen Gebräuchen zur Erde bestattet, sondern man trägt sie auch in das Kirchenbuch ein, indem es später doch von Interesse sein kann, darin eine Nachweisung über sie zu finden.

Suchen wir uns nun den Zustand der Insel bei Abgang des Pastor Hafner im Jahre 1793 zu vergegenwärtigen, so finden wir eine etwa 545 Personen starke Bevölkerung, größtentheils aus Schiffern bestehend, indem die Zahl der Fischer in den letzten Jahren immer mehr ab, die der Schiffer dagegen zugenommen hatte. Handwerker waren nur einzelne wenige vorhanden, ein Zimmermann etwa und ein Bäcker und ein Schuster und ein Schneider und das Geschäft eines Krämers verwaltete der Vogt, der damals Feldhausen hieß und der noch dadurch hier in lebhaftem Andenken steht, daß er als Vogt sich einer heilsamen Strenge

befleißigte und jeder Ungezogenheit mit dem gebührenden Nachdrucke zu begegnen wußte. — Er war es auch zunächst, der die hier ab- und ankommenden Fremden aufnahm und bewirthete, wie denn überhaupt sein Haus auch schon der Größe und des Komforts wegen gewissermaßen den Mittelpunkt der Insel bildete. Einen andern Gasthof als den seinigen gab es kaum und er war auch wohl der Einzige, der Pferde hielt, die er schon wegen der Strandungen nicht gut entbehren konnte, und für die es nicht an Weide fehlte, indem man damals noch im Stande war, fremdes Vieh in diese Weide aufzunehmen. — Uebrigens hatte sich die Zahl der Häuser im Verhältniß zu der wachsenden Volkszahl natürlich vermehrt und auch die der Gärten hatte zugenommen; der Baustyl aber hatte kaum eine Veränderung erlitten und die Gartencultur hatte auch eben keine bedeutenden Fortschritte gemacht. — Die Insulaner, selbst die Groß-Insulaner, die Engländer, sind bekanntlich alle etwas conservativer Natur, kleben am Alten, an hergebrachten Sitten und Gewohnheiten und wenn man auch zuweilen darüber aus der Haut fahren möchte, wo es gilt, eine Albernheit abzuschaffen, so muß man auf der andern Seite doch auch gestehen, daß man es kaum so behaglich hier finden würde, wie man es findet, wenn es nicht so wäre. Für den Bewohner des Festlandes namentlich, der sich des Gegensatzes mehr oder weniger deutlich bewußt wird, hat es einen eigenthümlichen Reiz, hier in ein Leben hineinzugerathen, das zwar dem seinigen innig verwandt, aber doch auch wieder so ganz besonders ist. — Während der Badezeit liegen die Verhältnisse begreiflicherweise anders und dies eigentliche Inselleben tritt mehr in den Hintergrund; sonst aber und zum Theil auch dann noch ist es fast, als ob man sich aus einem bewegten Strom an das stille Ufer gerettet, wenn man, sei es zu Wagen oder zu Schiffe die Strecke zurückgelegt hat, die die Insel vom festen Lande scheidet. Und wenn man dann hier vom Ufer aus den Strom von Zeit zu Zeit in der Ferne brausen hört, es erregt das fast dasselbe behagliche Gefühl, das man hat, wenn man an einem stürmischen Herbstabend neben dem warmen Ofen kauert, oder wenn man, während der Nachtwächter draußen versichert, daß Alles ruhig ist, in einer alten Historie lies't: „wie draußen dort in der Türkei die Völker auf einander schlugen" und auch dies Gefühl

mag dazu beigetragen haben, Besucher hieher zu locken. — Das freilich bezweifeln wir, daß in der damaligen Zopf- und Perückenzeit es irgend Jemand gewagt hat, sich eines solchen Gefühls offen schuldig zu bekennen und es will uns fast vorkommen, als ob man damals Jeden verwundert angesehen haben würde, der vielleicht gestanden hätte, daß der Anblick des unbegrenzten Meeres für ihn wohlthuender sei, als der eines noch so künstlich angelegten Springbrunnens, daß er sich lieber auf dem Strande ergehe, als auf den parkettirten Fußböden der Salons, lieber in den anspruchslosen Dünen umherstreife, als in den regelrecht verschnittenen Buxbaumgängen fürstlicher Gärten, und daß ihm die derbe Sprache der Insulaner angenehmer klinge, als der französisch-deutsche Jargon der s. g. gebildeten Classe. Der Mensch macht sich oft ganz kuriose Vorstellungen von einem angenehmen Leben und wollen es Einige doch auch jetzt noch nicht begreifen können, wie man es außerhalb der Saison hier auf der Insel auszuhalten vermöge, ohne vor Langeweile umzukommen. Im vorigen Jahrhundert aber machte man bekanntlich noch mehr Grimassen als jetzt und mag den doch nur mitleidig belächelt haben, der sich auf der Insel amüsirt haben wollte.

Es gab aber doch solche Känze und gegen das Ende des 18. Säculums mehrte sich die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr, was sich einfach schon daraus erklären läßt, daß man überhaupt anfing, die Zöpfe abzuschneiden und zur Natur zurückzukehren.

Der Zweck des Besuches war in einzelnen Fällen auch wohl, gegen gewisse Krankheiten das Seebad zu gebrauchen, denn auch die Ansicht begann um diese Zeit sich wieder Bahn zu brechen, daß das Baden im offenen Meere der Gesundheit zuträglich sei. — Zahlreicher Anhänger freilich hatte sie sich noch nicht zu erfreuen, und manche medicinische Perücke mag geschüttelt worden sein, als der gute Pastor Janus auf der Insel Juist in einer Vorstellung an die Regierung vom 17. Juli 1783 jene Ansicht zu vertreten wagte und in Folge dessen das Medicinal-Collegium der Provinz die Aerzte zu einem Gutachten darüber aufforderte. Es erging dieser Wahrheit wie jeder andern: sie mußte sich erst Raum erkämpfen; aber das that sie auch und schon um jene Zeit

fehlte es der Insel des Sommers nicht an Gästen, wenn sie auch noch kaum Badegäste genannt wurden. —

Spärlich aber waren sie doch noch, zumal es hier für eigentlich Kranke an aller und jeder Einrichtung fehlte und sie hier weder einen Arzt vorfanden noch einen Apotheker. Die meisten Fremden, die hieher kamen, kamen, wie man zu sagen pflegt, des Vergnügens wegen hieher: sie fischten, jagten, gingen am Strande und in den Dünen spazieren und machten wenigstens allerhand schwache Versuche, sich hinsichtlich ihrer Lebensweise wieder dem Urzustande zu nähern. Sie wohnten wie die Beduinen den Tag über meistens unter Zelten, die hier und dort im Dorfe aufgeschlagen wurden und beschäftigten sich eifrig mit dem Dolce farniente, wobei ihnen die Insulaner fleißig halfen. — Es geschah das von den Letzteren wohl nur aus Artigkeit gegen ihre Gäste; denn wenn auch Freese in seinem Ostfries- und Harrlingerland S. 207 von den Insulanern sagt: „Fast sämmtliche Insu„laner sind gar sehr der Faulheit ergeben und die unnenn„bare Trägheit gegen alles, was Arbeit heißt, ist kaum „glaublich", so setzt er doch hinzu: „Nur die Bewohner der „Insel Nordernei machen eine Ausnahme von der Regel, „wo Manns- und Frauenspersonen zur Arbeitsamkeit aufge„legt sind, daher ihr Wohlstand damit in genauem Verhält„niß steht." Man hat das freilich vielfach bezweifelt und hat sich dabei auf die Erfahrungen der späteren Zeiten berufen; man hat gesagt, es sei diese Behauptung eben so unbegreiflich, wie wenn er S. 210 sage: „Von den Norderneiern ist anmerklich, daß sie sämmtlich schnarchen." — Das Letztere klingt nun allerdings auffallend genug und wenn man das Wort „schnarchen" hier in dem gewöhnlichen Sinne zu deuten hätte, so möchte ein Bürger schwerlich so eifrig nach Nordernei gefragt haben wie nach Weinsberg. — Wenn indeß Freese gleich darauf so fortfährt: „und hin und wie„der trifft man auf den Inseln, besonders auf der zur Herr„schaft Jever gehörigen Insel Wangerooge Ueberbleibsel der „altfriesischen Sprache an, welches die Insulaner, wenn sie „darin reden, zwittern nennen", so sieht man leicht, daß er mit dem Worte schnarchen wohl weiter nichts bezeichnen will, als durch die Nase sprechen und da kann man sich schon eher mit ihm verständigen. — Freilich, so ganz wörtlich ist auch das noch nicht zu nehmen; es heißt nur, in

Kopf- oder Kehltönen reden, anstatt in Brusttönen: so gedeutet indeß wird man die Richtigkeit seiner Bemerkung kaum weiter bestreiten wollen. — Im tiefen Baß wird hier auch jetzt noch selten geredet und damit mag es wohl zusammenhängen, daß man den Ton zu Ende eines Satzes nicht sinken läßt, sondern ihn bis zur letzten Sylbe steigert. Es klingt daher immer, als wenn die Sprechenden sich in weiter Entfernung mit einander unterhalten und diese Eigenthümlichkeit erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Einwohner fortwährend zur See fuhr und daß da die Conversation selten leise geführt werden darf. — Hatte das aber auf den Ton, so hatte es auch wohl auf die Sprache selbst Einfluß. Man wurde hier an das Altfriesische kaum stärker erinnert, als in irgend einem andern Theile Ostfrieslands; bloß beim Fischen, wovon weiterhin die Rede sein wird, erhielt sich noch der eine und der andere Ausdruck, der im übrigen Ostfriesland nicht mehr bekannt ist. —

Eines Dollmetschers also bedurfte es nicht für die damaligen Gäste, zumal dieselben wohl nur Ostfriesen waren; mit dem von Freese behaupteten „Wohlstande" der Insulaner hatte es aber wohl seine Richtigkeit. Die Schifffahrt war seit einer Reihe von Jahren ein einträglicher Nahrungszweig gewesen und einen großen Werth legte man wohl nicht darauf, ob Gäste kamen oder wegblieben. Man findet auch nirgends angeführt, daß bei der Anlegung eines Bades auch der Verdienst der Insulaner mit in Betracht gezogen sei, wie denn der in der ersten Zeit natürlich auch nur ein sehr geringer sein konnte. — Den größten Nutzen zog zunächst davon der Vogt, der, wie wir schon erwähnt, nicht nur der einzige Krämer, sondern auch der einzige Wirth war, und er war es denn auch hauptsächlich, der sich hier für die Errichtung einer Badeanstalt interessirte.

Doch damit greifen wir schon in die folgende Periode hinüber, die die Jahre umfassen soll

von 1793 bis auf die jetzige Zeit.

Es wird uns hier die Geschichtseintheilung nach dem Dienstwechsel der Prediger eigentlich etwas unbequem und es ist nur der Consequenz wegen, daß wir dieselbe beibehalten. Zu Ende des 18. Jahrhunderts nämlich tritt die Badeanstalt in den Vordergrund unsers Gemäldes und die

Geschichte der Insel wird von da an unmerklich eine Geschichte der Seebadeanstalt, wenigstens für die Bewohner des festen Landes. In der letzten Zeit freilich auch für die Insulaner selber, die jetzt schon so geläufig nach „Badetieden" rechnen, wie die Griechen nach Olympiaden. — Das eigentliche Inselleben wurde nun aber immer weniger faß- und darstellbar. Die Prediger und die Vogte, sonst, der Natur der Verhältnisse nach, die Summitäten der Insel, sanken nach und nach auf das gewöhnliche Niveau herunter, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Vogt, weil er als Wirth den Badegästen reelle Genüsse verschaffen konnte, noch lange eine hervorragende Stellung einnahm, während der Prediger es sich gefallen lassen mußte, wenn er in dem Geräusche und bei dem Glanze der „Saisons" immer mehr überhört und übersehen wurde. Was die Prediger zu bieten vermochten, das hatte namentlich auch für die Menschen jener Tage bekanntlich nur einen sehr geringen Werth und die löblichen Stände waren nur die ächten Söhne ihrer Zeit, wenn sie einem derselben sein Gesuch um Gehaltszulage aus dem Grunde abschlugen: „weil die Badegäste von seinen Predig- „ten keinen Nutzen haben." Eine persönliche Beleidigung, wie man wohl vermuthen könnte, sollte das keineswegs sein, wie man deutlich genug aus den betreffenden Acten ersieht: nein, sie konnten es einfach nicht begreifen, wozu einem Badegaste, der seines Vergnügens oder seiner Gesundheit wegen hierher kam, eine Predigt nutzen solle und wie ihnen, so mochte es auch den meisten Badegästen ergehen. Was aber diese nicht zu begreifen vermochten, das mochte bald auch den Eingebornen unverständlich werden: auch für die Insel beginnt mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts eine neue Zeit, die nicht bloß dadurch sich von der früheren unterscheidet, daß man eine andere Jahreszahl schrieb.

Plötzlich und rasch freilich und so, daß Jemand mit Fingern hätte darauf hindeuten können, ging dieser Wechsel keineswegs vor sich, das litt der Charakter des Inselbewohners nicht. Wie vielmehr die Geschichte des Alterthums noch eine Zeitlang neben der des Mittelalters hinläuft, so erhielt sich hier das Inselleben neben dem Badeleben und erhält sich noch bis auf den heutigen Tag. Es ist hier anders wie an den meisten Badeörtern, wo die s. g. Saison eigentlich das ganze Jahr hindurch dauert, nur mit dem Unterschiede,

daß bald Fremde dieselbe bilden, bald die Einwohner. — Das ist hier nicht der Fall, wie das später noch deutlicher hervorgehoben werden soll, und das war früher natürlich noch weit weniger der Fall. Die Einwohner sahen zwar, daß eine Badeanstalt errichtet wurde und auch das konnten sie sich nicht verhehlen, daß das Vermiethen ihrer Häuser ihnen Gewinn brachte; einen tiefen Eindruck indeß machte das keineswegs auf sie und die Gründer jener Anstalt hielten sich noch oft berechtigt, über ihre Gleichgültigkeit und ihre Indolenz, wie sie sich ausdrücken, Klage zu führen. — Sie waren eben Insulaner, die sich mit Neuerungen nicht leicht befreunden und wenn wir uns namentlich die ersten Jahre der Badeanstalt vergegenwärtigen, so irren wir schwerlich, wenn wir der Vorstellung Raum geben, daß die Saison für die Einwohner nur eine phantasmagorische Erscheinung war, die plötzlich auftauchte, um dann wieder spurlos zu verschwinden. —

Somit ist es denn auch halb und halb gerechtfertigt und wir brauchen uns nicht beargwohnen zu lassen, wenn wir, an unserer bisherigen Geschichtseintheilung festhaltend, zuvörderst wieder von den Predigern reden.

Der letzte aber, von dem wir sprachen, war Hafner, der im Jahre 1793 nach Esens versetzt wurde. Ihm folgte H. A. Heidecke und diesem, als er 1806 nach Dunum zog, D. A. von Northeim, der aber nur bis 1809 hier stand, indem er schon in diesem Jahre den Predigerdienst in Pewsum erhielt. Sein Nachfolger war der Pastor J. W. Meyer, der von Roggenstede hieher kam und im Jahre 1819 wieder nach Roggenstede zurückging, worauf der Candidat Radeland hier als Prediger introducirt wurde. Dieser konnte aber sein Amt nur kurze Zeit verwalten, denn schon im Jahre 1822 raffte ihn ein hier grassirendes bösartiges Nervenfieber hinweg und an seine Stelle trat der unmittelbare Vorgänger des Verfassers, B. F. W. Detmers, der bis zum Jahre 1845 hier stand, wo er sich nach Buttforde versetzen ließ.

Ist also Friedrich Heyen, der 1650 hieher kam, der 2te Prediger hier gewesen, und Reershemius führt in seinem Prediger-Denkmal vor ihm nur noch einen auf, Menso Ulrichs, so ist der jetzige der sechszehnte und es haben in einem Zeitraume von kaum 130 Jahren 14 Prediger hier gestanden. Unter diesen sind nur 3 hier gestorben, die übrigen

haben sich sämmtlich auf bessere Stellen versetzen lassen und ihre durchschnittliche Dienstzeit hier beträgt nur etwa 10 Jahre. Der Hauptgrund, weshalb sie nicht länger hier verweilten, lag wohl darin, daß die Pfarre, wie die sämmtlichen Insel-Pfarren, nur schlecht dotirt war und selbst die Errichtung einer Badeanstalt zwar größere Ausgaben nöthig machte, aber keine reichlicheren Einkünfte brachte.

Die Errichtung dieser Anstalt aber und gewissermaßen ihre erste Periode fällt in die Dienstzeit des Pastor Heidecke, der von 1793 bis 1806 hier stand; er sah den Anfang, aber nicht minder auch das vorläufige Ende derselben, denn einen ununterbrochenen Fortgang hat dieselbe keinesweges gehabt, oder doch wenigstens nur seit dem Jahre 1814. — In den zunächst davor liegenden 8 Jahren, 1806—1814, war sie fast wie gar nicht vorhanden: man könnte, wenn man minutiös sein wollte, von einer ersten und zweiten Badeanstalt reden, deren erste eine Dauer von 6 bis 7 Jahren hatte. Ein besonderer Nutzen indeß wäre dadurch doch kaum zu erreichen, und wir behandeln die Geschichte der hiesigen Badeanstalt als eine fortlaufende.

Sehr umständlich brauchen wir freilich bei dieser Geschichte nicht zu sein. Es ist dieselbe so vielfach bearbeitet worden, daß uns kaum etwas nachzutragen übrig bleibt und derjenige, der sich dafür interessirt, findet in den Schriften über Nordernei von v. Halem, Bluhm, Mühry, Flügge, Amshoff u. A. reichlich fließende Quellen. — Namentlich aber bei v. Halem, der sich um die Gründung der hiesigen Badeanstalt nicht etwa nur große Verdienste erworben hat, sondern von dem man geradezu sagen kann, daß sie ihm ihre Entstehung zu verdanken habe. — Mag auch immerhin der Graf von Knyphausen, als Vorsitzer der Provinzial-Stände im Jahre 1797 die Sache zuerst in Anregung gebracht haben, weil er als langjähriger Besucher der Insel sich besonders dafür interessirte; aus seinen Vorschlägen und Plänen möchte kaum etwas geworden sein, wenn nicht der Medicinalrath v. Halem sich ihrer angenommen hätte. Der wußte durch seine Energie und durch seine Umsicht den erwünschten Zweck zu erreichen, trotz aller Hindernisse und deren gab es nicht wenige. Namentlich aber erregte der Kostenpunkt Bedenken, da allein zur Erbauung eines Badehauses 15,000 ℔ veranschlagt waren und der Eifer, womit die Stände anfangs

auf die Sache eingingen, wurde dadurch bedeutend vermindert; ja im Jahre 1799 war man drauf und dran, die Anstalt nicht auf der Insel, sondern am Norddeiche zu errichten. — Jetzt freilich lächelt man nur über einen solchen Gedanken, damals indeß war derselbe Manchem plausibel genug, und es mag dem Medicinalrathe v. Halem Mühe genug gekostet haben, die Unausführbarkeit desselben darzuthun. — Es gelang ihm aber doch und man beschloß nicht nur ein paar Badekutschen anzuschaffen, sondern auch die Errichtung eines Badehauses wurde beliebt und die Ausführung dieser Beschlüsse wurde dem &c. v. Halem übertragen. Es war das im Jahre 1800 und noch in diesem nämlichen Jahre wurde mit dem Bau eines Badehauses, oder wie es schon damals genannt wurde, eines Conversationshauses begonnen und der Bau desselben noch während der Saison so weit gefördert, daß die Badegesellschaft die Räume einigermaßen benutzen konnte. Als ein vollständiges Conversationshaus indeß stand es doch erst im Jahre 1801 da und möchte deshalb kaum etwas dagegen haben eingewendet werden können, wenn man im Jahre 1851 das funfzigjährige Jubelfest der Anstalt gefeiert hätte.

Daß übrigens das Conversationshaus bei seinem Entstehen noch nicht seine jetzige Gestalt hatte und daß die getroffenen Einrichtungen den jetzigen an Umfang etwas nachstanden, das wird wohl kaum einer besonderen Versicherung bedürfen. Man richtete sich natürlich nach den Umständen und da die Zahl der Badegäste im Jahre 1800 nicht über 250 betragen hatte, so war ein gar großartiger Aufwand eben nicht nöthig, ja es wäre auch der beliebte nicht einmal nöthig gewesen, wenn man nicht mit Sicherheit auf einen baldigen größeren Besuch gerechnet hätte. — Darin hatte man sich denn auch keineswegs getäuscht. Schon im Jahre 1801 zählte man 300 Badegäste, die sich mehre Tage und Wochen hier aufhielten, worunter „47 eigentliche Badegäste, „die ihrer Gesundheit wegen die Anstalt besuchten und 36 „aus fremden Provinzen", im Jahre 1802 schon über 500. Im Jahre 1803 waren schon mehr als 100 s. g. „Ausländer" hier und im Jahre 1804 sprach man schon von einer „brillanten Saison" und prognosticirte der Anstalt die glänzendste Zukunft.

Das sollte indeß wenigstens vorläufig nicht zutreffen. Gesundheitsrücksichten nöthigten den Medicinalrath v. Halem, seiner bisherigen Stellung als Badearzt und Director der Badeanstalten oder nach der modernen Sprachweise als Badecommissair zu entsagen und nun schien das Institut, das seine Schöpfung war, nicht gedeihen zu können. Der Dr. med. Ufen aus Norden, der ihn ersetzen sollte und der sich deshalb im Sommer 1805 hier aufhielt, klagt, daß er kaum von 25 Personen zu Rathe gezogen sei und findet die hiesigen Anstalten im Verhältniß zu den Gästen schon fast zu großartig. Es war nicht nur die Witterung während der Saison ungünstig, sondern auch der politische Horizont in Europa war bekanntlich mit drohenden Wolken bedeckt und wenn diese sich in jenem Jahre hier auch noch nicht entladeten, es herrschte wie vor dem Ausbruche eines Gewitters eine unbehagliche Schwüle. Wer nicht hinaus mußte, der blieb zu Hause, und als es nun im folgenden Jahre 1806 Zeit war, Anstalten zu treffen zur Aufnahme etwaiger Badegäste, da waren fast alle, die sich dabei zu betheiligen hatten, der Ansicht, daß es zweckmäßiger sei, gar keine Vorbereitungen zu machen, sondern die Anstalt ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. Das geschah denn auch und man kann sagen, daß in diesem Jahre die Anstalt aufhörte, eine öffentliche zu sein, um die sich die Landesregierung vorläufig weiter nicht bekümmerte. Es hatte diese wohl etwas Anderes zu bedenken, da bekanntlich im Jahre 1806 der Krieg mit Frankreich ausbrach und als nun in Folge dieses Krieges Ostfriesland und somit auch Nordernei an Holland fiel, da ging die Seebadeanstalt fast bis auf den Namen unter und erst 1814 wurde der Versuch gemacht, sie wieder ins Leben zu rufen.

Vergegenwärtigen wir uns nun einmal diese ihre erste Lebensperiode, so werden wir leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß nur die ungünstigen Zeitverhältnisse sie zu tödten vermochten. Hätten sich diese erfreulicher gestaltet, so würde sie schwerlich eingegangen sein; denn so mangelhaft auch noch die Einrichtungen sein mochten, der Gedanke, der sie ins Leben gerufen, fand überall Anklang und die steigende Frequenz der Gäste bewies, daß, um den Buchhändlerausdruck zu gebrauchen, durch die Errichtung jener Anstalt einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abgeholfen war. —

Uebrigens waren es auch damals schon nicht Patienten oder solche, die das Bad gebrauchen wollten, allein, die hieher kamen, sondern den Einen lockte Dies hieher, den Andern Jenes, wie denn unter andern auch der damals in Ostfriesland commandirende General von Blücher hier ein häufiger Gast war, obgleich man kaum annehmen darf, daß das Wasser eine besondere Anziehungskraft für ihn hatte. Die öffentlichen Verhältnisse da draußen waren nicht so, daß Jeder seine Freude daran haben konnte; hier aber fand man sich wie auf neutralem Boden zusammen und der Sage nach soll hier damals unter der Gesellschaft ein äußerst heiterer und ungezwungener Ton geherrscht haben.

Für die leiblichen Bedürfnisse dieser Gesellschaft aber sorgte nicht nur der hiesige Vogt, sondern es zog auch, als das Bad in Ruf gekommen war, alljährlich ein Wirth hieher, der die Honneurs im Conversationshause machte, das freilich, wie schon bemerkt, damals noch nicht die Gestalt und den Umfang des jetzigen hatte, in dem man aber doch auch schon außer andern Räumen einen Eß- und einen Tanzsaal, so wie eine Billardstube fand, und das auch damals schon für sämmtliche Gäste den Vereinigungspunkt bildete. — Auch an einer Apotheke fehlte es nicht und an einem Badehause für warme Bäder, deren Bereitung dem auf der Insel wohnenden Wundarzte Bethmann anvertraut war, wie man denn überhaupt Alles aufbot, um jeden nur einigermaßen billigen Wunsch zu befriedigen. So wurde selbst, um auch noch andere als leibliche Bedürfnisse zu befriedigen, ein Buchhändler veranlaßt, sich „mit neuen Schriften zum Nutzen und Vergnügen“ auf der Insel aufzuhalten und Musikanten, Spieler ꝛc. fanden sich von selbst ein. — Die Natur aber war damals, wie sie noch heute ist. Die See rollte ihre Wogen; der Strand schimmerte und glänzte; die Dünen, die so anspruchslos zu sein scheinen und doch so viele verborgene Reize haben, umschlossen schon damals Thäler, die an Mannigfaltigkeit der Blumen vielleicht nur wenigen nachstehen und wer sie erstieg, der athmete freier, dem erweiterte sich die Brust. — Gen Norden: offenes Meer, das für das Auge nur da eine Grenze fand, wo sich der Himmel auf dasselbe herabsenkte. Weiße Segel zogen wie Schwäne durch die Fluthen und zogen die Gedanken hinter sich her, hin nach Englands riesiger Hauptstadt, hin nach Indiens ge-

würzreichen Hainen, hin nach Bruder Jonathans sternenbesäetem Banner. Hin und wieder ragten Sandbänke hervor, auf denen Schaaren von Robben gemüthlich ihre Sieste hielten und „die Möve schrie und netzte die Brust und ihr Geschrei war eitel Lust." Gen Osten und Westen: die benachbarten Inseln Baltrum und Juist mit ihren Dünen, an phantastischen Gebilden mit den Wolken wetteifernd. Gen Süden: das Watt mit seinen Schiffen, der Deich wie ein Gürtel um dasselbe herum, in dem die stattlichen Bauernplätze, die Stadt Norden mit ihrer hoch hervorragenden Kirche und der Flecken Hage mit seinem nicht unansehnlichen Thurme die Kleinodien bildeten. In der Nähe endlich: das kleine friedliche Dorf mit seinen zierlichen Häusern, die an Schiffskajüten erinnerten und die auch dadurch etwas Eigenthümliches hatten, daß sich keine schmutzige Landstraße an ihnen hinzog — nun, es darf eben nicht befremden, wenn auch damals schon Manche sich hieher flüchteten, die nicht eigentlich zu den Kranken gerechnet werden konnten und wenn die kaum ins Leben gerufene Anstalt dennoch so bald wieder einging, so setzt das Verhältnisse voraus, die jedenfalls ungewöhnliche genannt werden müssen. —

Solche ungewöhnliche Verhältnisse aber waren wirklich eingetreten oder traten jetzt ein und auch für unsere Insel beginnt jetzt eine Zeit, mit deren Erinnerungen noch jetzt manche Stunde hier ausgefüllt wird und die schon der Umstand als eine verhängnißvolle bezeichnet, daß der Gedanke der älteren Einwohner vorzugsweise bei ihnen verweilet.

Es ist schon hervorgehoben, daß der Hauptnahrungszweig der Insulaner die Schifffahrt war und auch darauf ist bereits hingewiesen, daß gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Zahl der Fischer sich fortwährend verminderte, die der Schiffer dagegen vermehrte, was seinen Grund in dem blühenden Seehandel Ostfrieslands hatte. Man zählte hier eine Flotte von 30 bis 40 Kauffahrteischiffen, die doch immerhin eine Tragfähigkeit von etwa 1200 Lasten haben mochten. Diese Schiffe waren mehrentheils Eigenthum der Insulaner selber und wurden auch fast nur von Insulanern befahren, die sich im Allgemeinen sehr gut dabei standen, ja von denen Einzelne sich ein für ihre Verhältnisse gar nicht unbeträchtliches Vermögen sammelten.

Das dauerte bis 1806 und es hatten die Unruhen der letzten Jahre oft nur dazu beigetragen, den Verdienst der Schiffer reichlicher zu machen; mit dem Jahre 1806 indeß traten Verhältnisse ein, die freilich anfangs Keiner in ihrer Bedeutung zu übersehen vermochte, die aber in der That auch für die Insel den Anfang einer neuen Periode bildeten, die etwa von 1806 bis 1813 oder 1814 dauerte.

Sucht man sich diese Periode zuvörderst in einem Gesammtbilde zu vergegenwärtigen, so begegnet man hier mehr oder weniger denselben Erscheinungen, denen man in der gleichzeitigen Geschichte des übrigen Deutschlands oder vielmehr des übrigen Europa's nicht answeichen kann. Bald Krieg, bald Frieden; bald reges, bewegtes Leben, bald schwüle, verhängnißvolle Stille; ein steter Wechsel einheimischer und fremder Regierung; ein ewiges Kommen und Gehen von s. g. Freunden und Feinden, so daß man sie zuletzt kaum noch von einander zu unterscheiden vermochte. Das Leben ging aus den Fugen; es kamen neue Sitten und Gewohnheiten; die bisherigen Nahrungsquellen versiegten und es mußten andere gegraben werden.

Das hatte denn, wenigstens hier, die Folge, daß vorläufig Mangel eintrat und daß die Ersparnisse der früheren Zeiten nach und nach einschmolzen. Die Schiffe lagen entweder in den vaterländischen Häfen und verfaulten, oder sie wurden in fremden Häfen als gute Prise verkauft. — Das Bad aber wurde nicht besucht; zu rechtlichem Verdienste gab es also hier wenig Gelegenheit: wer nicht ganz auf's Trockne kommen wollte, konnte der Versuchung kaum widerstehen, sich bei dem Schleichhandel zu betheiligen, der von Helgoland nach dem festen Lande geführt und bei dem Nordernei häufig als Stapelplatz benutzt wurde. — Der Handel aber war ein verbotener und so waren Visitationen und Confiscationen an der Tagesordnung: man lebte in steter Angst und Sorge. Die Sache machte sich indeß doch, so lange Ostfriesland und also auch Nordernei zum Königreiche Holland gehörte, also von 1806 bis 1810. War auch immerhin der Handel mit englischen Waaren ein verbotener, der holländischen Regierung und ihren Officianten lag die Aufrechthaltung dieses Verbots nicht sonderlich am Herzen. Die Letzteren mochten es namentlich doch gar zu absurd finden, daß sie ihr Leben deshalb in die Schanze schlagen sollten und wenn sie demnach auch

zuweilen vom festen Lande herüber kamen, um zu visitiren, sie pflegten sich selten lange aufzuhalten. Die Engländer nämlich statteten hier auch mitunter mit ihren Langböten Besuche ab und in deren Nähe war es ihnen eben nicht behaglich. Auf die Unterstützung der Einwohner konnten sie nicht rechnen, denn die standen sich mit den (englischen) Feinden besser, als mit den (französisch-holländischen) Freunden, indem die Ersteren zu verdienen gaben, während die Letzteren jeden Verdienst zerstörten. — Wenn demnach in aller Schnelligkeit Kisten und Kasten durchsucht waren, dann brach man gewöhnlich eilends wieder nach dem festen Lande auf, indem fast mit Sicherheit darauf gerechnet werden konnte, daß ungefähr um dieselbe Zeit die Engländer hier eintrafen, die gewöhnlich mit einem Kriegsschiffe vor dem Seegat lagen und denen es an guten Fernröhren und vielleicht auch an freundlichen Signalen nicht fehlen mochte. Die Maßregel aber, die man traf, daß man 4 Kanonenböte als Schutz auf die hiesige Rhede legte, half dem Uebelstande so wenig ab, daß die Engländer mit 11 Langböten die Kanonenböte beschlichen, sie nach einer heftigen Kanonade nahmen und als gute Beute nach Helgoland entführten. —

Das wurde aber anders, als unser Vaterland im Jahre 1810 nach der damaligen Sprachweise „das Glück" hatte, dem französischen Kaiserreiche einverleibt zu werden; die Franzosen nahmen die Sachen ernsthafter. — Wie auf den übrigen ostfriesischen Inseln, so wurde auch hier 1811 eine zum Theil noch jetzt vorhandene Schanze angelegt, in die die hiesige Besatzung bei einer etwaigen Landung der Engländer sich hätte zurückziehen können und nun konnte vom Handel mit englischen Waaren und vom Transport derselben nicht mehr die Rede sein. Die Aufsicht war jetzt eine ununterbrochene, da die aus 2 bis 300 Mann bestehende Besatzung beständig hier blieb, indem sie anfangs die Gebäude der Badeanstalt als Casernen benutzte, später sich in der Schanze einrichtete.

Die Nahrungsquellen flossen nun immer spärlicher; und die Fischerei konnte durchaus nicht in Schwung kommen. Wenn die Fischer in See wollten, so mußten sie einen Aufseher oder Commandanten bei sich haben, der darauf zu achten hatte, daß sie nicht etwa mit den verhaßten Engländern in Berührung kamen. Der Commandant aber wohnte in

Norden und wenn man den eines guten Tages geholt hatte, dann war die Witterung vielleicht am nächsten Tage so ungünstig, daß nicht gefischt werden konnte. Hatte er sich nun einige Tage auf Kosten der Insulaner hier aufgehalten, dann wurden diese verdrießlich und brachten ihn wieder weg, vielleicht einen Tag vorher, daß das Wetter wieder heiter wurde. Das verleidete natürlich die ganze Sache und sie wäre wohl völlig ins Stocken gerathen, wenn nicht das Jahr **1813** der französischen Herrschaft auch hier ein Ende gemacht und die Besatzung, die freilich zuletzt nur noch aus s. g. meist einheimischen Küstenbewahrern bestand, indem das eigentliche Militair schon im Sommer dieses Jahres abgegangen war, genöthigt hatte, sich mit Zurücklassung ihrer Effecten eiligst aus dem Staube zu machen.

Das gab wieder Luft und es war wohl Keiner hier, der nicht bei ihrem Abzuge freudig aufjauchzte. Die Franzosen waren bekanntlich dem Verdachte nicht sehr unzugänglich und man durfte sich doch gerade nicht sagen, daß man sich Nichts gegen sie vorzuwerfen gehabt hätte. So waren denn im Verlaufe der Zeit allerhand ängstliche Verwickelungen eingetreten und der Vogt selbst war in eine peinliche Untersuchung gerathen, die bei einer längeren Dauer der Fremdherrschaft doch einen gar unerfreulichen Ausgang hätte haben können. — Die Zeit war auch hier eine schwere gewesen; aber nun athmete man wieder frei auf, und nach und nach fingen denn auch die fast ganz versiegten Nahrungsquellen wieder an zu fließen.

Man legte sich nicht nur wieder auf den Fischfang, sondern auch die Frachtschifffahrt bot wieder Vortheile dar, die man zu benutzen suchte und um derentwillen man es wagte, sich wieder Schiffe anzuschaffen: selbst die fast ganz ruinirten Badeanstalten wurden eilends, wenn auch nur nothdürftig, doch soweit wieder hergestellt, daß schon im Sommer 1814 das Bad wieder eröffnet werden konnte und damit beginnt dessen zweite Periode.

Wir irren aber kaum, wenn wir behaupten, daß diese Periode noch fortdauert bis auf den heutigen Tag und daß die Badeanstalt seitdem in steter Entwickelung begriffen gewesen ist. Kommen allerdings auch Zeiten, wo sie scheinbar kaum zunimmt und ist namentlich auch das Jahr 1848 für sie ein sehr ungünstiges gewesen, die folgenden Zeiten haben

das Versäumte immer wieder eingeholt: wir meinen ein Recht dazu zu haben, wenn wir sie auch heute noch eine aufblühende Anstalt nennen.

Daß freilich im Jahre 1814 und in dem folgenden Jahre 1815 die Zahl der Badegäste noch nicht sehr erheblich war und daß es namentlich noch an fremden Curgästen fehlte, das darf uns eben nicht Wunder nehmen; die Gründe dazu liegen nahe genug. Von 1816 an indeß, „da auch unsere „neue (hannoversche) Landes-Regierung der Anstalt sehr be„deutend unter die Arme griff", hob sich die Frequenz von Jahr zu Jahr und als 1819 die Anstalt eine Staatsanstalt geworden war, indem die Provinzialstände auf ihre Rechte an dieselbe verzichteten, da stellte sich Nordernei bald in die Reihe der renommirtesten Bäder. Wer sich sonst dafür interessirt der findet bei Bluhm in seinen „Seebadeanstalten auf der Insel Nordernei, 2. Aufl. 1842" eine detaillirte Nachweisung, wie die Zahl der Badegäste sich von Jahr zu Jahr vermehrt hat, so daß sie sich im Jahre 1841 schon auf 1387 belief und für den setzen wir die dort abgebrochene Liste hier fort:

Jahreszahl	Zahl der Gäste	Zahl der Bäder
1842	1572	17,957
1843	1461	17,955
1844	1471	18,464
1845	1871	22,784
1846	2310	24,154
1847	1923	20,564
1848	(?)	10,666
1849	1708	22,506
1850	2077	27,990
1851	2122	25,398
1852	1951	25,704

Dabei müssen wir übrigens bemerken, daß es auch mit diesen statistischen Nachweisungen wie gewöhnlich seinen Haken hat. — Es kommen nämlich während der Badezeit auch viele s. g. Zugvögel hieher oder solche Fremde, die noch denselben Tag wieder abreisen oder höchstens eine Nacht hier bleiben, in welchem Falle der Volkswitz sie Nachtgeister nennt; namentlich aber war diese Klasse so lange sehr zahlreich hier vertreten, so lange man noch den Tisch hier vorfand, bei dem man

angeblich mit Leichtigkeit wenigstens seine Reisekosten wieder gewann, wenn man nicht gar einen erklecklichen Ueberschuß mit nach Hause nahm. — Wollten diese es nun gerne in weiteren Kreisen verbreitet wissen, daß auch sie Nordernei mit ihrem Besuche beehrt hatten, so schrieben sie sich in die Fremdenlisten ein; sonst aber oder wohl gar im entgegengesetzten Falle ließen sie es nach, und die Zahlen der s. g. Badelisten hingen daher in einem nicht ganz unerheblichen Betrage bloß vom Zufalle ab.

Es erklärt sich daraus, zum Theil wenigstens, auch wohl der Umstand, daß das Verhältniß zwischen den Badegästen und den Bädern selbst wechselt; doch werden dazu auch viele andere Ursachen mitgewirkt haben. — Wir dürfen uns natürlich nicht die Aufgabe stellen, diesen Ursachen hier weiter nachzuspüren und sie wo möglich aufzudecken, eben so wenig, wie wir den Versuch wagen dürfen, es zu erklären, daß das Verhältniß zwischen den genommenen kalten und warmen Bädern von Jahr zu Jahr ein anderes wird und sich namentlich für die kalten Bäder immer günstiger gestaltet, wenn wir auch dafür halten, daß der Thatbestand einer näheren Erklärung wohl bedürfte und daß es für das Publicum nicht uninteressant sein möchte, sich von Kundigen darüber belehren zu lassen. — Wir begnügen uns mit der Angabe, daß es so war, und setzen unsere Erzählung weiter fort.

Der gesteigerte Besuch des hiesigen Bades machte eine Erweiterung der Badeanstalt und der zum Empfang der Badegäste getroffenen Einrichtungen natürlich bald nothwendig und nicht nur die Regierung, sondern auch Privatleute waren eifrig bemüht, allen nur irgend billigen Anforderungen genügende Rechnung zu tragen. Bedeutende Summen wurden alljährlich auf Verbesserung der Gebäude, der Möbeln, der Wirthschaft 2c. verwendet und man würde mißtrauisch sein dürfen gegen die Unparteilichkeit dessen, der in dieser Hinsicht noch gegründete Ursache zur Klage zu haben meinte. Vollkommen, um auch an die triviale Wahrheit zu erinnern, ist überhaupt keine menschliche Einrichtung; aber wer Nordernei etwa 1816 sah und nun in den letzten Jahren wieder dahin kam, der hat gewiß, wenn er sich sonst dafür interessirte, seine Freude gehabt über die Fortschritte, die es seitdem machte.

3*

Nicht nur die Zahl der Einwohner verdoppelte sich seitdem so ziemlich, sondern auch die der Häuser und die letzteren wenigstens suchten sich immer mehr zu modernisiren und eleganter zu werden. Der frühere Baustyl, den wir zu Anfang dieser Schilderung charakterisirten, schwand, so daß man jetzt schon die Häuser suchen muß, an denen er noch sichtbar ist. Es wurde nämlich von jetzt an beim Neubau nicht sowohl auf das Bedürfniß und die Bequemlichkeit der eigentlichen Bewohner Rücksicht genommen, als vielmehr auf die Wünsche der Badegäste; die meisten Stuben wenigstens wurden geradezu nur für die Badegäste erbaut. — Die Wandbettstellen oder s. g. Butzen kamen außer Gebrauch und Schlafstuben mit beweglichen Betten traten an deren Stelle. Es wurden Sophas angeschafft und gepolsterte Stühle, Pferdehaarmatratzen und Fußdecken: überhaupt wurden hier jetzt Luxusartikel heimisch, die man früher kaum dem Namen nach gekannt hatte.

Die Regierung aber suchte überall fördernd einzugreifen. Sie bewilligte Bauprämien für neue Häuser, machte Vorschüsse zur Anschaffung von Möbeln, ordnete die Miethpreise, um dadurch Uebervortheilungen vorzubeugen, und bot überhaupt jeden Einfluß auf, den sie auf Privatleute hatte, um den Badegästen den Aufenthalt hier wöhnlich zu machen.

Nicht mindere Sorgfalt verwendete sie auf die unmittelbar von ihr abhängigen Anstalten und Baulichkeiten. — Die Räume des Conversationshauses wurden fortwährend erweitert und das Mobiliar wurde in entsprechender Weise vermehrt. — Als es schien, daß es hier noch an Gelegenheit fehle, fürstliche Personen auf eine passende Weise unterzubringen, wurde in den Jahren 1837 und 1838 ein Logirhaus erbaut mit einem Kostenaufwande von 31,000 ₰, das zum Unterschiede von einem andern der Regierung ebenfalls gehörigen Logirhause das große Logirhaus heißt und an die Stelle des alten mangelhaften Badehauses trat schon im Jahre 1844 ein neues, das nur wenig zu wünschen übrig lassen mag.

Auch den Umgebungen dieser Gebäude suchte man eine freundliche Gestalt zu geben. Es wurden Gärten angelegt und Spaziergänge, Bäume gepflanzt und Blumen; es wurden Dünen abgetragen und Wiesen eingedeicht: kurz, man that auch in dieser Hinsicht, was nur irgend möglich war

und wer die hiesigen Boden= und Witterungsverhältnisse einigermaßen kennt, der wird mit dem Erfolge der Anstrengungen schwerlich unzufrieden sein können.

Zur Aufsicht aber über diese Anpflanzungen und Anlagen und zur Instandhaltung derselben wurde schon 1820 in der Person des Cassebohm ein besonderer Gärtner angestellt, dem 1838 der Gartenaufseher Wichmann folgte, welchem Letzteren man auch die Aufsicht über das große Logirhaus übertrug. Die Aufsicht aber über das ganze herrschaftliche Eigenthum und die Leitung der Wirthschaftsangelegenheiten erhielt ein Badeverwalter, der nicht nur gleich aufangs ziemlich viel zu thun hatte, sondern dessen Wirkungskreis auch mit jedem Jahre größer wurde. — Der erste dieser Badeverwalter hieß Ruppertsberg, und dieser pflegte noch alljährlich nach beendigter Saison nach dem Festlande zurückzukehren und sich dort einige Monate aufzuhalten. Mit seinem Nachfolger Röpke indeß, der 1834 hieher kam, war das schon nicht mehr der Fall und eben so wenig ist es der Fall mit dem jetzigen Badeverwalter Schulze, der 1840 Röpke's Nachfolger wurde. — Von allem Andern abgesehen; aber es haben die Badeanstalten jetzt so sehr an Umfang und Bedeutung gewonnen, daß eine ununterbrochene Aufsicht durchaus nothwendig ist und daß die Stelle eines Badeverwalters auch außerhalb der Badezeit keinesweges zu den Sinecuren gerechnet werden darf. — Etwas anderes ist es mit dem Badecommissair, dessen Amt nur ein zeitweiliges und einem häufigen Wechsel unterworfenes ist. Er hat nach §. 1 seiner Dienstanweisung „die obere Leitung der gesammten Verwaltung der Anstalt, mit Ausnahme jedoch der Rechnungsführung, welche dem Badeverwalter unter unmittelbarer Aufsicht der Landdrostei in Aurich obliegt, die Leitung der geselligen Verhältnisse während der Badezeit und die Verwaltung der Polizei auf der Insel" und dazu wird er eben für jede Badezeit von der Regierung committirt und kehrt nach beendigter Badezeit wieder in seine früheren Verhältnisse zurück.

In der ersten Periode der Seebadeanstalt von 1800 bis 1806 war dies Amt dem Badearzte übertragen, also zuerst dem Medicinalrath v. Halem und später dem Dr. Ufen. Die geringe Bedeutung, die damals die Anstalt hatte, machte einen besonderen Badecommissair entbehrlich; in der zweiten Periode indeß und als die Regierung die Anstalt übernahm,

glaubte man bald das Bedürfniß zu fühlen, einen solchen anstellen zu müssen. Die Wahl fiel auf den Grafen v. Wedel und diesem scheint sein Amt so wenig unangenehm geworden zu sein, daß er es bis zum Jahre 1838 fortführte, wo er wohl aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung nehmen mußte, wie denn eben diese Rücksichten ihn auch wohl genöthigt hatten, sich ein Jahr durch den Amtsassessor Knopff und ein anderes durch den Amtsassessor Wedekind vertreten zu lassen.

Nach Wedel's Abgang erhielt der Rittmeister und später Major James Hay die Stelle als Badecommissair, die er bloß mit Ausnahme des Jahrs 1846, wo Dienstverhältnisse ihn fern hielten und wo deshalb der Major von Hedemann als Badecommissair zu fungiren hatte, bis an seinen Tod bekleidete, der im October 1847 erfolgte. Der damalige Kronprinz, jetzige König von Hannover, ließ ihm in der hiesigen Kirche ein Denkmal errichten; ein schöneres aber hat er sich errichtet in den Herzen vieler Badegäste und namentlich der hiesigen Einwohner, die den biedern, offenherzigen Krieger nach beendigter Saison nur ungern scheiden sahen und ihn bei seiner Wiederkehr stets freudig begrüßten; wie denn auch alle die, die mit ihm in Dienstverhältnissen standen nur Rühmliches von ihm zu sagen wußten.

Im Jahre 1848 war der Amtsassessor Jochmus Badecommissair auf Nordernei, in den Jahren 1849, 1850 und 1851 der Amtsassessor von Beulwitz; in dem Augenblicke aber, wo wir dies schreiben, läßt der Hauptmann von Landesberg es sich ernstlich angelegen sein, auch der leisesten Klage über das hiesige badecommissariatliche Regiment vorzubeugen.

In ähnlicher Weise wie die Badecommissaire waren auch die Badeärzte nur verpflichtet, während der Badezeit auf der Insel zu sein und als der Chirurgus Bethmann starb und der Chirurgus Meyer dessen Stelle als Bademeister erhielt, war den Winter hindurch hier nicht einmal ein Wundarzt, indem auch dieser sich in den ersten Jahren noch immer wieder nach dem festen Lande zurückzog. Es war das für die Einwohner unangenehm genug, indem diese sich den Sommer hindurch immer mehr an ärztliche Hülfe gewöhnten, an die sie früher allerdings kaum gedacht hatten und der Wunsch nach Anstellung eines Arztes hieselbst wurde immer lebhafter. — Wenn man nämlich einen Arzt vom festen Lande holen

wollte, so war das nicht nur immer mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden, sondern es war nicht selten auch geradezu unmöglich; nur zu häufig kam derselbe, namentlich bei kreisenden Frauen, erst dann hier an, wenn die Hülfe zu spät war. Den Wunsch aber, daß ein Arzt hier seinen bleibenden Aufenthalt nehme, hielt man um so mehr für gerechtfertigt, da man voraussetzte, daß auch die Wissenschaft nur Gewinn daraus ziehen könne, wenn ein Sachverständiger auch außerhalb der Sommermonate hier Versuche anstelle und Erfahrungen sammle und da man annehmen zu dürfen glaubte, daß dadurch der eine und der andere Patient bestimmt werden könne, schon vor der Eröffnung der Saison hieher zu kommen oder nach dem Schlusse derselben noch hier zu bleiben, wohl gar es einmal den ganzen Winter hindurch hier zu versuchen. — Nichts desto weniger blieb dieser Wunsch lange ein vergeblicher und ging auch 1846 noch nicht in Erfüllung, als der Medicinalrath Dr. Bluhm seine Stelle als Badearzt niederlegte und also voraussichtlich ein anderer zweiter Badearzt angestellt werden mußte. Bisher nämlich waren immer zwei Badeärzte angestellt gewesen, neben dem Medicinalrathe Bluhm der Dr. Mühry und seit 1840 der Sanitätsrath Dr. Flügge; man glaubte also, es werde auch jetzt wieder ein zweiter Arzt angestellt und diesem die Verpflichtung auferlegt werden, seinen bleibenden Wohnsitz auf der Insel zu nehmen. Es geschah das indeß nicht, vielmehr wurde dem Sanitätsrath Dr. Flügge die alleinige ärztliche Praxis übertragen und da dieser den Winter über in Hannover wohnte, so blieb den Insulanern weiter nichts übrig, als mit ihren Klagen weiter fortzufahren, bis endlich in diesem Jahre der Dr. Wiedasch denselben ein Ende machte. Der entschloß sich nämlich, sich hier gänzlich niederzulassen, um nicht nur Einheimischen, sondern auch Fremden jederzeit mit Rath und That zur Hand zu sein; ein wesentlicher Mangel auf unserer Insel, wie man sich oft auszudrücken beliebte, ist jetzt beseitigt.

Daß mit dem Badearzte zugleich eine Apotheke hieher kam und während der Badezeit hier blieb, braucht kaum besonders hervorgegoben zu werden; der Apotheker Hoffmann aus Norden, der schon seit einer Reihe von Jahren sich der Mühe unterzieht, die Badegäste mit Arzeneien zu versorgen, hat sich hier sogar ein eigenes Haus erbaut, das den Winter

über leer steht. Letzteres ist auch der Fall mit dem Hause des Sanitätsraths Dr. Flügge und eben so auch mit einem Hause des Grafen von Knyphausen, das selbst im Sommer nur dann und wann bewohnt wird.

Es ist aber gar Vieles hier nur auf die Badezeit berechnet und wird außerhalb derselben weiter gar nicht benutzt, woher es sich auch wohl erklären mag, daß es schon Leute gegeben hat, die sich für berechtigt hielten, sich unter andern über die angebliche Höhe der hiesigen Miethpreise zu wundern, ja daß das Gerücht selbst von solchen geredet hat, die durch gewandtes Handeln dieselben um ein Bedeutendes unter die Taxe herunterzudrücken wußten. Es wurde nämlich wohl nicht berücksichtigt, daß die Stuben nur für Badegäste gebaut, die Möbeln, Betten ꝛc. nur für die Badegäste angeschafft sind und daß die Badezeit schon keine ganz ungünstige sein darf, wenn auch nur etwas mehr als die Zinsen für das Anlagecapital herausgeschlagen werden soll. — Ueberhaupt begegnet man wunderlichen Vorstellungen, wenn es sich um das Verhältniß zwischen den Badegästen und ihren hiesigen Wirthen handelt und es gehört dahin namentlich auch die, daß nur die Letzteren es sind, die aus diesem Verhältnisse Vortheil ziehen und daß sie ohne diesen Vortheil wahrscheinlich das Schicksal des Ugolino, schaurigen Andenkens, würden theilen müssen. So arg ist's nun aber nicht, wie sich das später herausstellen wird. Man hilft sich nur gegenseitig aus, wie das überall in der Welt der Fall ist: das ist die Sache. Wollte freilich das Badepublicum den stillschweigend eingegangenen Vertrag jetzt plötzlich einseitig aufheben und die Insel echt burschikos für eine verrufene erklären, so würden wir uns allerdings verwundert genug ansehen; indeß mit Gottes Hülfe kämen wir auch wohl darüber hinweg.

Doch, wir wollten erzählen, wie Norderney war und dürfen uns also eigentlich nicht auf Raisonnements einlassen: es deutet das fast darauf hin, daß uns der Stoff ausgeht. Streng genommen ist das nun freilich nicht der Fall; eher könnte man sagen, daß uns namentlich aus den letzten 10 oder 30 Jahren etwa gar zu reichliches Material vorliege und daß wir nur nicht die rechte Auswahl zu treffen wußten. — So ist es wirklich und zudem ist Alles so bekannt. Jeder weiß von den neueren Sturmfluthen und Strandun-

gen und Schiffbrüchen zu erzählen; in Aller Gedächtniß lebt noch nicht nur der kurze Besuch, den unser verstorbener König von einem vorbeifahrenden englischen Dampfschiffe aus hier machte, sondern auch der oft wiederkehrende längere Aufenthalt unseres jetzigen Königs und namentlich an den Aufenthalt des Letzteren knüpfen sich für die hiesigen Einwohner so viele und so freundliche Erinnerungen, daß man nicht gar zu ungeduldig sein darf, wenn man es wagt, dies Thema zum Gegenstande der Unterhaltung mit ihnen zu machen. Da wissen sie von einem Zusammentreffen zu reden, wie es schöner kaum erdacht werden könnte und wie dann der Kronprinz zum ersten Male mit seiner Gemahlin hieher kam und wie 1846 der Geburtstag des gerade hier anwesenden Erbprinzen gefeiert wurde und später noch einmal, ja und jedes Jahr, sagen sie, wenn er auch nicht hier ist, und das nicht schlecht und dann behaupten sie, der König und die Königin kenne fast jeden Norderneier bei Namen und es sei jetzt wieder so, wie in den alten fürstlichen Zeiten und dann meinen sie, es sei ihnen doch nicht recht, wenn die Königliche Familie den Sommer über nicht hier sei, die gehöre doch dazu und die müßten sie auch sehen, nicht bloß durch freundliche Gaben von ihnen hören: kurz, sie gerathen da auf ein Feld, wo ihnen eher der Athem ausgeht als das Wort. — Nun, wem das Freude macht, der kann ihnen täglich zuhören und auch das kann er sich von ihnen erzählen lassen, wie die seit 1814 angeschafften größeren Schiffe nach und nach wieder verloren gegangen, oder auch verkauft sind, so daß man hier jetzt durchaus keine anderen Fahrzeuge als Fischerschaluppen findet, kann sich erzählen lassen, wie das Geschlecht der Kauffahrteischiffer hier immer mehr ausstirbt und dem Geschlechte derer Platz macht, die eben nichts sind als Fischer und Fischhändler, kann sich endlich erzählen lassen, welche Veränderungen neuerdings das Jahr 1848 hier hervorbrachte. — Auffällig freilich waren diese Veränderungen eben nicht, obgleich die Bewegungen der Zeit doch auch hier nicht ganz spurlos vorübergingen. Zunächst äußerte das sich darin, daß die Badelisten bedeutend abmagerten und daß man sich angelegentlicher als sonst mit den Zeitungsnachrichten beschäftigte, namentlich mit denen, die sich auf den Krieg mit Dänemark bezogen. Man war wegen der Fischerei gar zu unmittelbar dabei betheiligt und wenn auch das hin und

wieder auftauchende Geschrei, es sei ein dänisches Kriegsschiff von hier aus in Sicht, sich immer als ein falsches erwies, unsere Fischer kamen auf ihren Fahrten den Feinden oft nahe genug und waren daher in steter Sorge, obgleich sie nie eigentlich von ihnen belästigt wurden. — Ein Ausdruck jener Sorge war es denn wohl auch, daß das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und ähnliche von der lieben Jugend auf der Straße lauter gesungen wurden als gewöhnlich und daß man mehr als sonst die Ruhe der Kraft hier vermißte. — Dergleichen Uebelstände indeß waren vorübergehend; wir hoffen, daß jene Zeit auch für unsere Insel nicht ohne Nutzen gewesen sein wird, wenn dieser auch nicht auffällig zu Tage tritt und sich auch gerade nicht in solchen Erscheinungen kund giebt, in denen ihn Mancher gern finden möchte. Ueberhaupt suchen wir uns gern mit jedem menschlichen Zustande zu befreunden, wenn wir die Wahrheit nur nicht deshalb zu verleugnen brauchen und wenn wir jetzt am Schlusse unserer Schilderung auf die Veränderungen blicken, die hier nach und nach eingetreten sind, so können wir ihnen zwar nicht unbedingten Beifall zollen, sie bieten uns aber doch auch nicht geringe Veranlassung dar, uns ihrer zu freuen und manche Veränderung will uns doch als eine Verbesserung erscheinen. — Daß dahin auch die sichtbaren gehören, das wird am wenigsten wohl in Zweifel gezogen werden, obwohl wir auf diese allerdings nicht gerade den größten Werth legen. — Daß die aber nicht unbedeutend waren, das zeigt unsere Darstellung zur Genüge. — In einem Zeitraume von kaum 200 Jahren hat sich die Zahl der Einwohner und der Häuser fast verzehnfacht; an die Stelle bescheidener Fischer- und Schifferwohnungen sind stattliche Gebäude getreten. die, man möchte sagen, scheel dazu sehen, wenn man das Dorf noch Dorf nennt; wo man früher in Dünensand watete, wandelt man jetzt in schattigen Alleen. Und wenn es sonst ein Ereigniß war, wenn einmal Jemand vom festen Lande, wohl gar ein Fürst sich hieher verirrte, jetzt treffen während der Badezeit fast täglich die merkwürdigsten Personen ein, ohne daß man sonderlich viel darauf achtet und nur darin ist kaum eine Veränderung eingetreten, daß die Norderneier die Ankunft ihres Landesfürsten noch immer freudig begrüßen.

Wie aber sonst das Leben hier sich im Verlaufe der letzten Zeit umgestaltet, das wird, soweit es nicht aus dem Vorhergehenden schon ersichtlich, dem geneigten Leser hoffentlich aus der folgenden Darstellung klar werden, worin wir die Insel Nordernei nach ihrem gegenwärtigen Zustande werden zu schildern suchen.

Die Insel Nordernei

nach ihrem gegenwärtigen Zustande.

Es wird hier wohl wiederholt werden müssen, daß die Insel Nordernei zum Königreiche Hannover gehört und zwar zu dem Theile desselben, der in der Landdrostei Aurich das Amt Berum und im Amte Berum die Vogtei Nordernei bildet.

Die geschichtlichen Verhältnisse erklären es, daß sie dem Amte Berum einverleibt ist, denn sonst liegt sie allerdings dem Amte Norden näher und für die Einwohner würde es in mancher Hinsicht nur vortheilhaft sein, wenn sie Norder Amtseingesessene wären. Vorläufig sind sie das aber nicht; sie müssen sich in Berum Recht sprechen lassen und nur das Eigenthümliche ist hier, daß während der Badezeit der Badecommissair die polizeiliche Gewalt hat und daß in allen Sachen, die die Badeanstalt betreffen, die Landdrostei oder auch das Ministerium unmittelbar entscheidet. — Es ist auch das aus den geschichtlichen Verhältnissen erklärlich genug, so wie nicht minder der Umstand, daß die hiesigen Communalangelegenheiten nicht wie in andern Communen durch einen Bauermeister oder Ortsvorsteher, sondern durch acht s. g. Landesmänner verwaltet werden. — Von vorn herein waren das auch wohl eigentlich keine Ortsvorsteher, sondern eher Gemeinderepräsentanten, die zu Berathungen hinzugezogen

wurden, auf die aber nach und nach auch die Verwaltung überging. — Der eigentliche Ortsvorsteher war in früheren Zeiten und ist zum Theil auch jetzt noch der Vogt. Dem lag aber unter Aufsicht des Amtes die ganze Gemeindeverwaltung ob und die Rechte der Insulaner waren im Verhältniß zu den Rechten der übrigen Ostfriesen fast beschränkt zu nennen. Ohne des Vogts Erlaubniß durften die hiesigen Einwohner nicht einmal den Strand begehen, namentlich nicht, wenn bei stürmischer Witterung zu vermuthen war, daß Strandgüter antrieben; sie durften zur Schonung der Kaninchen keine Hunde halten und mußten den Katzen die Ohren abschneiden. („Wer Katzen halten will," heißt es in einer fürstlichen Verordnung von 1711, „soll denselben die Ohren glatt beim Kopfe abschneiden, oder sie ganz abschaffen"); alles Schießen und Jagen und also auch die Jagd auf Wasservögel war ihnen strenge verboten. Dagegen waren sie bei Strandungen „schuldig und gehalten, auf des Pastoris und des Vogts Anordnung die Güter zu bergen und sich daran in keinem Wege irren, hindern oder abhalten zu lassen", ja, es war sogar vorgeschrieben, daß „wenn die „Bauern ihren Antheil an gestrandeten Gütern etwa in Waa„ren erhielten, sie diese erst dem Fürsten zum Verkaufe prä„sentiren mußten, ehe und bevor sie dieselben anderswo aus„bieten durften."

Solche und ähnliche Verordnungen sind nun freilich nach und nach unter gänzlich veränderten Umständen in Vergessenheit gerathen, wenn auch kaum ausdrücklich aufgehoben; die Insulaner haben jetzt mit den übrigen Bewohnern Ostfrieslands nicht nur gleiche Pflichten, sondern auch gleiche Rechte hinsichtlich der Verwaltung der Communalangelegenheiten, indeß ist noch Eins und das Andere aus den früheren Zeiten beibehalten, wodurch sich die hiesigen Zustände von denen des festen Landes unterscheiden. Der Vogt hat nicht nur einen weit ausgedehnteren Einfluß auf jene Angelegenheiten als in anderen Gemeinden, sondern statt eines Ortsvorstehers haben wir deren acht, was manche Unzuträglichkeiten hat und höchstens bei Strandungsfällen erwünscht sein kann; auch durch das Jahr 1848 hat die bestehende Einrichtung bis jetzt noch keine Veränderung erlitten.

Es ist in dieser Hinsicht eben Alles beim Alten geblieben und auch darin ist keine Veränderung eingetreten, daß die

hiesige evangelisch=lutherische Kirchengemeinde einer andern Superintendentur untergeordnet wäre. Sie gehört vielmehr noch immer wie bisher zur Superintendentur Norden und es umfaßt diese Gemeinde fast alle Einwohner ohne Ausnahme. Juden wohnen hier gar nicht; Katholiken nur zwei; Separatisten mögen im Allgemeinen hier kaum dem Namen nach bekannt sein. — Hat es auch während der Badezeit nicht an Versuchen gefehlt, hier Conventikel zu errichten, besonderen Erfolg scheinen diese Versuche nicht gehabt zu haben.

Alle Gemeindeglieder übrigens bewohnen nur ein geschlossenes Dorf; es giebt durchaus keine zerstreuten Häuser.

Das Dorf liegt auf der westlichen Spitze der Insel, die von Osten nach Westen etwa 2½ Stunden lang, von Norden nach Süden durchschnittlich ¼ Stunde breit sein mag und die vom festen Lande durch das 1½ bis 2 Stunden breite Watt getrennt wird. Es liegt hier offenbar an der bequemsten, wenn auch allerdings nicht an der sichersten Stelle, denn es hat nicht nur den Nordstrand zum Baden in der nächsten Nähe, sondern auch die Rhede und nicht minder auch das s. g. Seegatt, das die Fischer während der Fischzeit tagtäglich benutzen müssen.

Die Nordsee nämlich umfluthet die Insel und scheidet sie nicht nur auf der Ostseite durch das Seegatt Wigterehe von der Insel Baltrum, sondern auch auf der Westseite durch das Seegatt Busedeep von der Insel Juist und das letztere Seegatt nur benutzen die Fischer, um die offene See zu gewinnen. Wohnten sie weiter davon entfernt, so würden ihnen ihre Fahrten nicht nur erschwert, sondern wohl gar ganz unmöglich gemacht werden, denn auf der Nordseite der Insel, auf dem eigentlichen Strande können sie wegen des beständigen Wellenschlages nicht landen und also von da auch nicht ausfahren; sie müssen zwischen zwei Inseln durch nach der auf der Südseite der Insel gelegenen Rhede, um einen sichern Ankerplatz zu haben. Es wird freilich erzählt, es habe eine Zeit gegeben und bejahrte Personen wollen sich derselben noch erinnern können, wo man, eben so wie noch jetzt auf der holländischen und belgischen Küste, den Nordstrand als Landungsplatz für kleinere Fahrzeuge benutzt habe; jetzt indeß geschieht das gar nicht mehr und würde auch wohl nur in seltenen Fällen rathsam sein: man zieht sich immer

wieder nach der Südseite der Insel zurück, um wenigstens die Dünen zwischen sich und der Nordsee zu haben.

Wir sagen „der Nordsee", denn alles Wasser, was wir südlich von der Insel erblicken, rechnet man gewöhnlich nicht zur See; nimmt sich aber freilich damit eine Freiheit heraus, wozu man kaum berechtigt sein möchte. Allerdings damit sind wir einverstanden, daß man die Räume, die zur Ebbezeit trocken laufen, oder noch lieber, in denen das Wasser nicht strömt, sondern nur staut, von der See ausschließt und Watt, Haff, Bank, Riff, Plate u. dgl. nennt; das ist aber südlich von der Insel keineswegs überall der Fall. Das Wasser strömt nicht nur in den s. g. Seegatten (Gatt=Oeffnung, Mündung), sondern auch in den s. g. Balgen (Balg=Schlauch, Sack) und auch die letzteren müssen offenbar zur See gerechnet werden, wenn sie auch immerhin zuweilen trocken laufen. Nimmt man nun an, daß die See diese Gaten und Balgen selbst gebildet hat oder vielmehr immer im Besitz derselben gewesen ist, so tritt uns die Insel etwa als ein Ländchen entgegen, das sich dem Schoße des Meeres entwindet und noch im Werden begriffen ist, während sie, wenn man sich die See bloß angreifend gegen das Land denkt, allerdings kaum ein anderes Bild darbietet, als das eines losgerissenen Fetzens.

Mit diesem Bilde wird man sich aber doch einigermaßen aussöhnen müssen, denn die Vorstellung, wonach die Insel der schaumgebornen Göttin gliche, ist wohl kaum mehr als halb richtig. Allerdings die Dünen in ihrer dermaligen Gestalt sind zuverlässig ein Product des Meeres. Sie hat dieselben nicht nur gebildet, sondern bildet noch fortwährend an ihnen, wälzt sie hin und her und bettet ihnen bald hier, bald dort; das Lager aber, worauf die Dünen ruhen, hat offenbar das feste Land hergegeben. Es besteht dasselbe nämlich aus Klei und Darg und ist also höchst wahrscheinlich nur eine Fortsetzung des Marschbodens, der den Rand des festen Landes bildet. Das wenigstens ist gewiß, es hat einmal die Dünen nicht getragen, denn der Klei oder Schlick ist eine Ablagerung des Meeres, die überall da Statt findet, wo das Wasser Ruhe hat, die aber begreiflicher Weise da ausgeschlossen war, wo sich einmal Dünen gebildet hatten. — Uebrigens spielt doch auch so die See noch immer eine bedeutende Rolle. Nicht nur die Dünen sind aus ihrem Schoße

hervorgegangen, sondern sie ist auch die Mutter des festen Landes, worauf die Dünen ruhen und wie sie die ersteren fortwährend verändert, so scheint sie auch mit der letzteren spielend allerhand Versuche angestellt zu haben. Wenn sonst die Sage richtig ist, deren wir schon früher erwähnten, so hat Nordernei nicht nur mit andern Inseln zusammengehangen, sondern auch mit dem festen Lande, höchstens durch eine kleine Wasserstraße davon getrennt. Die See hat also wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlugen, um sie dann wieder neu zu gebären, daher man hin und wieder, und namentlich in Holland auch schon auf den Ausweg gekommen ist, der Unersättlichen Steine unterzuschieben.

So wie die Insel Nordernei nun aber dermalen ist, bildet sie eine sichelförmige nach Norden hin ausschreitende Fläche von etwa $^1/_5$ □Meilen im Umfange. Der Ausdruck Fläche freilich ist nur uneigentlich zu verstehen, denn auf dieser Fläche erheben sich überall, wo, bei selbst hohen Fluthen, das Wasser nicht hinkommt, kleine Höcker oder Erhöhungen, die bekanntlich Dünen genannt werden. Diese Dünen bestehen aus lockerem See- oder Triebsande und erleiden daher, so lange sie nicht bewachsen sind, beständig Veränderungen. — Auch die schon bewachsenen Dünen, so lange sie noch neu sind, vermehren oder vermindern sich fortwährend und nehmen dadurch eine andere Gestalt an, so daß man Mühe hat, sie nach einiger Zeit wieder zu erkennen. — Hat indeß die erste meistens nur aus Sandgräsern und Moosen bestehende Vegetation einer festen Rasendecke Platz gemacht, dann halten sie schon etwas aus und das ist hier auf Nordernei doch glücklicherweise bei sehr vielen der Fall.

Wollen wir uns die Insel nun einmal etwas genauer ansehen, nicht bloß aus der Vogelperspective und betreten wir sie zu dem Ende auf ihrer östlichen Spitze, so haben wir zuerst eine fast unübersehbare, weiße Ebene vor uns, die bei ungewöhnlich hohen Fluthen noch überströmt wird und die man daher noch kaum zur eigentlichen Insel rechnet. Sie besteht aus losem, lockeren, mit unzähligen Muschelschaalen vermischten Sande, in den man bei jedem Schritte knöcheltief hineinsinkt und die nur am Rande der Ebene, wo er tagtäglich vom Fluthwasser benetzt wird, einen nicht nur für Fußgänger, sondern auch für Fuhrwerke festen

Boden bildet. — Es bedarf gar keiner großen Anstrengung der Phantasie, um sich, namentlich in der Hitze eines Sommertages, irgend eine beliebige asiatische oder afrikanische Wüste darunter vorzustellen. — Das Wasser, das man allerdings überall sieht, denn die Ebene ist kaum über eine Viertelstunde breit, ist so gefärbt, daß man es leicht für eine Fortsetzung des Sandes halten kann. Die Muschelschalen sind so verwittert, daß sie kaum etwas dagegen einwenden können, wenn man sie als antediluvianische betrachtet. An die Möven, die den Wanderer schreiend verfolgen, kehrt man sich natürlich nicht weiter; ihre Eier aber, die sie in den bloßen Sand legen, braucht man nur etwas zu vergrößern, so hat man die schönsten Straußeneier. An einem „Schiff der Wüste" fehlt es in der Ferne doch selten, und wenn der Träumer durchaus eins in der Nähe haben muß, nun, so kann er selbst eins vorstellen.

Erwacht er endlich aus seinen Träumen und blickt in die Höhe, so sieht er am Horizonte Hügel, Berge auftauchen, spärlich mit Bäumen bestanden, die in der Nähe zu kleinen Dünen und Sandgräsern zusammenschrumpfen; denn auch das hat die Ebene mit der Sahara gemeinschaftlich, daß sie die entfernten Gegenstände oft ins Ungeheure vergrößert. Diese Dünen aber, bei denen wir zuerst ankommen, bilden das s. g. kleine Eiland, das wohl deshalb so genannt worden ist, weil es bei hohen Fluthen von der übrigen Insel getrennt ist und eine Insel für sich bildet. — Für gewöhnlich ist sie durch eine schmale Ebene damit verbunden und jenseits dieser Ebene fängt nun die eigentliche Insel an, und zwar beginnt sie mit einem weißen Vorgebirge. Die östlichen Dünen nemlich, dem Umfange und der Höhe nach allerdings die ansehnlichsten, sind von der Fußsohle bis zum Scheitel durchaus kahl, nichts weiter als Sandhaufen und werden daher vorzugsweise die „weißen Dünen" genannt. Eine darunter ist noch etwas umfangreicher als die andern und heißt deshalb die dicke weiße Düne (Dickwittdüne). Sie ist gleichsam das Wahrzeichen von Nordernei, und so beschwerlich manchem Badegast der Weg dahin auch werden mag, es gilt für einen Ehrenpunkt, die weiße Düne bestiegen zu haben.

Etwas weiter hin trifft man nun allerdings noch auf eine ziemlich umfangreiche kahle Düne, die auch wohl die kleine weiße Düne genannt wird und an kahlen Seiten und kahlen

Stellen fehlt es wenigstens unter den höheren Dünen nur wenigen; im Allgemeinen aber hört doch mit der Dünengruppe, die wir als weißes Vorgebirge bezeichnet haben, die sandige Region auf. Man verläßt die Wüste und betritt die Oase, und wenn hier auch keine stolzen Palmen sich erheben und keine edlen Südfrüchte gepflückt werden können, so ist das auch eben nicht nöthig. — Lasset euch genügen an dem was da ist. — An Pflanzen fehlt es nicht, und wahrlich auch nicht an schönen, denn die Natur arbeitet überall mit derselben Lust und Liebe, und auch der Teppich, womit sie die Dünen und die Thäler zwischen den Dünen bekleidet, ist so kunstreich gewirkt, daß er wohl kaum nöthig hat, irgend eine Vergleichung zu scheuen. — Die tüchtigsten Botaniker sprechen mit Begeisterung von der Inselflora, und wenn man den Aufsatz des Professor Mertens in Bremen liest, den von Halem in seinem „Die Insel Norderneі“ S. 75 ꝛc. mittheilt und worin die meisten hier vorkommenden Pflanzen beschrieben werden, so kann man leicht auf den Gedanken gerathen, es sei von einer tropischen Gegend die Rede, und wir erlauben uns, denjenigen, der etwas Näheres darüber wissen möchte, auf diesen Aufsatz hinzuweisen, um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen und namentlich, um uns von einem Gebiete der Wissenschaft fern zu halten, auf dem wir uns nicht sehr heimisch fühlen. — Uebertrieben aber ist die Schilderung keineswegs und wer sich einmal die Mühe geben will, die Wirklichkeit damit zu vergleichen, der wird sich schwerlich getäuscht finden.

Es wandelt sich gar anmuthig auf und zwischen den Dünen, wenn man die Sandregion hinter sich hat und sich nun immer mehr dem Dorfe nähert. Nicht nur der Pflanzenreichthum wird größer und mannigfaltiger, sondern die Landschaft wird auch belebter. Die Lerche da droben singt freilich ihr altes Lied, aber das thut nichts, es klingt doch gar gut, und die Bergente, die dort aus dem verlassenen Kaninchenbau, wo sie ihr Nest hat, herauskommt, hat freilich nur ihr gewöhnliches Kleid an und kein Pariser Künstler hat's gemacht, aber sie darf sich überall damit sehen lassen, und das Volk der Kaninchen, das sich um uns herum tummelt, nun, sie sind freilich, wie die Bewohner des Reiches der Mitte, auf derselben Stufe der Cultur stehen geblieben, auf der sie zu Olims Zeiten standen, aber an Zierlichkeit und Gewandtheit und savoir vivre stehen sie gewiß nur Wenigen nach, und die Schafe, die drüben

auf dem Dünenabhange weiden, nun, das sind doch noch Schafe im wahren Sinne des Worts, was bekanntlich nicht von allen Schafen gesagt werden kann. Von dem luftigen Gesindel der Schmetterlinge, die so eifrig den Blumen den Hof machen, mögen wir kaum reden; aber zur Belebung der Landschaft tragen dieselben nicht wenig bei, eben so, wie die silberweißen Möven, die sich dort von den blauen Luftwellen schaukeln lassen, und wenn man nun so in einem Dünenthale wandelt, dessen Boden mit lieblich duftenden Rosen (**R. spinosissima**) wie besäet ist, die jubilirenden Lerchen über sich und die goldglänzenden Insekten um sich, so wüßten wir nicht, warum man sich nicht eben so glücklich fühlen könnte, wie ein Bewohner von Schiras.

Freilich der Schirasser Insasse hat auch noch Ruinen, die er bewundern kann, und die treffen wir in den Dünen nicht an. Es giebt zwar Stellen in denselben, die jetzt durch ziemlich starke Dünen vom Strande getrennt sind, durch ihre Muschelschaalen aber doch beweisen, daß sie ehemals zum Strande gehörten; die Menschen aber haben nirgends sichtbare Spuren hinterlassen, und wenn eine neuere Karte von Nordernei eine Stelle in den Dünen mit dem etwas seltsam klingenden Namen „Spanisches Schloß" bezeichnet, so wissen wir, daß das bloß ein Uebersetzungsfehler ist. Es heißt eigentlich „Spaniers Sloop" und bezeichnet eine Schlucht oder Sloop in den Dünen, durch welche die Waaren eines gestrandeten spanischen Schiffes nach dem Dorfe gefahren wurden, wie die nahe dabei liegende „Hambrowdüne" ihren Namen davon hat, daß in der Nähe derselben ein Schiff „Hambrow" auf den Strand gerieth. — Es giebt so noch mehr Dünen, die von zufälligen Umständen ihren Namen haben, nach Ruinen aber sucht man in denselben vergeblich, und selbst nach solchen, wie man sie noch auf den benachbarten Inseln Juist und Baltrum und Spiekerooge findet. — Hier mußten nemlich wegen Versandung oder Ueberströmung die Dörfer verlegt werden und so entstanden denn zum Theil noch jetzt sichtbare Ruinen; auf unserer Insel aber liegt das Dorf noch immer auf derselben Stelle, wo es immer gelegen hat, und die schaffende Menschenhand wird erst sichtbar, wenn man nicht gar zu weit mehr vom Dorfe entfernt ist. — Da erblickt man denn ein ziemlich regelmäßig gepflanztes Gehölz von Birken und Ellern, das Ruppertsberger Gehölz genannt, das behaglichen Schatten

bietet, etwas weiter hin wogende Saat- oder blühende Bohnen- und Kartoffelnfelder, denen man es, bei sonst günstiger Witterung, gar nicht ansieht, daß sie einen kümmerlichen Boden haben.

Diese Felder werden aber immer häufiger, je näher man dem Dorfe kommt, und man ist nicht wenig überrascht, wenn man hin und wieder kahle Dünen erstiegen hat, unten im Kessel Gärten zu erblicken, denen nur blühende Bäume fehlen und lebendige Hecken, um den gewöhnlichen Gärten auf dem festen Lande an die Seite gestellt werden zu können. — Ueberhaupt, was in dem hiesigen Boden fortkommt, und es kommt hier nach dem gewöhnlichen Ausdruck Alles fort, wenn nur die Witterung günstig ist, das zeichnet sich sich nicht nur durch besonderen Wohlgeschmack aus, sondern wirklich auch durch Ueppigkeit, und das Korn, das hier gebaut wird und geräth, ist immer nicht unerheblich schwerer, als das vom festen Lande.

Wer sich demnach für dergleichen interessirt, den wird es nicht gereuen, wenn er die Gartenanlagen im Norden und Nordosten des Dorfes noch etwas näher besichtigt; wer aber dafür weiter keinen Sinn hat, der möge mit uns bei der Heringspackerei in's Dorf hineinbiegen, das wir schon auf der weißen Düne sehen konnten und in dem wir nach und nach die Kirche, das Conversationshaus, das große Logirhaus und andere Gebäude deutlich unterschieden haben. — Es ist diese Heringspäckerei auf der östlichen Seite des Dorfes und ist weiter nichts als eine große Scheune, die vor etwa 40 Jahren eine Zeitlang als Heringspäckerei benutzt wurde.

In jener Zeit nemlich wurde das Wattwasser hier auf einmal so reich an Heringen, daß man sie buchstäblich fast mit Eimern schöpfen konnte und der damalige Vogt Feldhausen sich bewogen fand, eine Scheune zu bauen, wo sie eingesalzen und verpackt werden konnten. Der Fang derselben bildete für die Einwohner eine beträchtliche Erwerbsquelle, die ihnen um so erwünschter sein mußte, da um jene Zeit sonst wenig für sie zu verdienen war: als nach etwa 10 bis 15 Jahren die Heringe auf einmal eben so plötzlich wieder verschwanden, wie sie erschienen waren. Der Volksglaube betrachtete dies als eine Strafe des Himmels und behauptete, man habe sich dadurch versündigt, daß man mit den Heringen das Land gedüngt, was freilich dadurch auch noch nicht widerlegt wurde, wenn Andere meinten, die Heringe hätten auf ihren Zügen bloß eine andere Richtung genommen. Das Letztere war aber

allerdings richtig. Die Heringe verschwanden hier und haben sich seitdem nicht wieder blicken lassen oder doch nur einzeln, wie denn auch immer noch einzelne am Norddeiche gefangen werden. — Somit war denn auch die Heringspäckerei überflüssig geworden und die Seebadeanstalt kaufte dieselbe, um sie im Sommer als Wagenremise, im Winter als Aufbewahrungsort für die Badekutschen zu benutzen; einen kleineren Raum darin hat sie vermiethet zur Aufbewahrung des Rettungsbootes, das im Jahre 1836 von den ostfriesischen Provinzialständen angeschafft wurde und das sich von andern gewöhnlichen Böten dadurch unterscheidet, daß es unter den Ruderbänken wasserdichte leere Räume hat und also nicht sinken kann, wenn es auch voll Wasser läuft. Obgleich nemlich von allen Seiten anerkannt wird, daß es in der Heringspäckerei an einer schlechten Stelle steht, weil es dort zu weit vom Strande entfernt ist, daher es auch in den meisten Fällen, wo es hätte gebraucht werden können, zu spät kam, so haben die Verhandlungen wegen eines anderweitigen Aufbewahrungsortes doch bis jetzt noch nicht zum Ziele geführt; man hofft indeß, daß dem Uebelstande baldigst werde abgeholfen werden.

Lassen wir aber Heringspäckerei und Rettungsboot, welches Letztere man uns übrigens nebst den dazu gehörigen Schwimmgürteln auf's bereitwilligste gezeigt hat und mit dem wir auch wohl, wenn es gerade probirt wird, eine kleine Fahrt machen können, und wenden wir uns zum Dorfe, das dort westlich in nächster Nähe vor uns liegt. Freilich die geradeaus sich erstreckende Ellernallee dürfen wir nicht einschlagen. Sie führt uns zwar zwischen freundlichen Gärten hindurch und an das stattliche neue Gebäude heran, das sich im Norden des Dorfes erhebt und in dem wir auch ohne das davorstehende Glöcklein und ohne den daraus hervortönenden Gesang leicht die Schule erkennen; wir aber wollen jetzt in's Dorf. Da müssen wir denn links etwas abbiegen und dann haben wir die Lange- oder Norderstraße vor uns. Sie ist zuverlässig eine der ältesten Straßen oder Häuserreihen und läuft in ziemlich gerader Richtung auf die Kirche zu. Letztere, die wir schon in der Ferne an dem Schwane auf dem Dache als eine lutherische Kirche zu erkennen vermochten, ist nicht nur auswendig gut erhalten, sondern zeichnet sich auch inwendig durch ihre Sauberkeit und Zierlichkeit aus; wir fühlen uns aber etwas beengt in derselben durch die schmalen Gänge und durch die nahe an einander

gerückten Emporkirchen, die sich so weit an den Altar herandrängen, daß für die Kanzel über dem Letzteren kaum Raum bleibt. Das kommt aber einfach daher, daß die Kirche für die Gemeinde viel zu klein ist, indem sie auch mit allen beschränkenden Einrichtungen kaum 200 Sitze hat, während die Gemeinde über 1000 Seelen zählt. Namentlich im Winter ist sie daher nicht nur überfüllt, so daß darin eine lästige Luft herrscht, sondern es müssen auch Viele aus derselben wegbleiben, die sie sonst doch wohl besuchen würden; abgesehen davon, daß nur die vergleichungsweise Wohlhabenderen den Miethpreis für die Sitze bezahlen können. Die Gemeinde ist daher auch schon ernstlich auf Vergrößerung, beziehungsweise Neubau der Kirche bedacht gewesen; auf ihre Bitte indeß um Bewilligung einer desfallsigen Collecte ist sie vom Königlichen Ministerio abschläglich beschieden worden und wird sich daher einstweilen noch wohl behelfen müssen. — Nun, es hat sich ja auch schon Anderes freundlicher für sie gestaltet, was längere Zeit zu Klagen Veranlassung gab, wie unter andern das Geläut, das allerdings, da die Glocke nur klein und sogar schadhaft war und an einer ungünstigen Stelle hing, nicht sehr harmonisch klang, so daß ein Fremder kaum umhin konnte, allerhand unpassende Vergleichungen anzustellen. Damit braucht er sich indeß künftighin nicht mehr zu bemühen, denn in der Nähe der Kirche erhebt sich jetzt ein kleines hölzernes Thürmchen, worin eine neue Glocke hängt, die die Inschrift trägt: „Geschenk Ihrer Königlichen Hoheiten des Kronprinzen, der Kronprinzessin und des Erbprinzen von Hannover an die Gemeinde Norderney 1850". — Das Geschenk selber freilich nicht, wohl aber die Jahreszahl erklärt sich aus dem Umstande, daß im Jahre 1850 das hundertjährige Alter der hiesigen Kirche durch einen öffentlichen Gottesdienst gefeiert wurde, dem die freundlichen Geber beiwohnten und der auch dadurch für sie noch eine besondere Bedeutung hatte, daß es überhaupt der erste öffentliche Gottesdienst war, an dem der Erbprinz Theil nahm. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir die schön tönende Glocke nur erst vorläufig in dem hölzernen Thürmchen untergebracht haben und daß wir hoffen, dasselbe bald in einen stattlichen steinernen Thurm verwandeln zu können. —

Doch das gehört schon mehr der Zukunft an; wir haben es jetzt mit der Gegenwart zu thun und da bemerken wir

denn, daß der Kirchhof, über den wir in die Kirche gelangten und der wie fast in allen Dörfern zum Begräbnißplatze dient, für einen Dorfkirchhof nicht wenig Monumente hat und daß es unter diesen auch an stattlichen (steinernen und gußeisernen) nicht fehlet. — Wenn es uns bei einigen hölzernen auffallend ist, daß sie so unverhältnißmäßig lang sind, so erklärt man uns, daß diese Länge ihren Grund in dem Umstande habe, daß alles Holz hier auf der Insel da, wo es mit dem Boden in Berührung komme, ungemein leicht vergehe. Man gebe nun den Leichenpfählen deshalb eine ungewöhnliche Länge, um sie nach einigen Jahren, wenn der untere Theil vermodert sei, wieder von neuem einrammen zu können. — Dagegen können wir nun freilich verständigerweise kaum etwas einzuwenden haben; es freut uns aber nun um desto mehr, daß die neueren Monumente fast nur steinerne sind, mit denen wir uns noch besser befreunden können, als mit den gußeisernen, die, wie wir bemerken, hier schon nach ein paar Jahren bedeutend vom Roste angefressen sind.

Lange brauchen wir übrigens bei diesen Monumenten und ihren Inschriften nicht zu verweilen; in größerer Gesellschaft wenigstens können wir unter den letzteren kaum die eine und die andere s. g. interessante herausfinden. Etwas anderes ist es freilich, wenn wir so allein zwischen den Gräbern wandeln und uns die Zeichen zu deuten suchen, die da Kunde geben von den Todten, denen man hier gebettet im kühlen Schooß der Erde. Da schlummern Säuglinge und solche, die die Welt nie anders als von der Insel aus gesehen neben hochbejahrten Greisen, die als Seefahrer unter allen Himmelsstrichen den Stürmen getrotzt, ehe sie hier ihre Ruhestätte fanden; da schlummern Zuhörer neben Predigern, auch hier wieder vereint, wie sie es so oft im nahen Gotteshause waren; da schlummern Fremde neben Einheimischen und unter den Fremden namentlich auch solche, die die See an den Strand warf und die in der hiesigen Volkssprache „Drinkeldoden“ heißen. In älteren Zeiten wurden diese neben dem Kirchhofe oder auch unweit der Stelle, wo man sie fand, begraben oder eigentlich eingescharrt ohne Sarg und ohne Sang und Klang, wenn sie nicht etwa Geld oder Kleinodien bei sich hatten, was natürlich höchst selten der Fall war; jetzt aber werden sie auf Kosten der Gemeinde ganz in derselben Weise wie die einheimischen Leichen zur Erde bestattet. — Man ist denn auch großmüthig

genug, den Insulanern das alleinige Recht dazu einzuräumen und bis jetzt haben wir noch nicht gehört, daß irgend ein Bewohner des festen Landes diesen Strandsegen mit ihnen habe theilen wollen.

Wir bitten aber die Gesellschaft, die da um uns her steht und die wir uns gern als eine recht große denken, geziemend um Entschuldigung, daß wir es vergessen, daß wir eben nicht allein sind und führen sie vom Kirchhofe hinweg in die Kirchstraße hinein, die mit der langen Straße parallel läuft und wenn nicht älter, so doch gewiß eben so alt wie diese ist, wie denn diese beiden Straßen zuverlässig den ältesten Theil der Insel bilden. Jetzt freilich sieht man der einen wie der Andern das Alterthum kaum noch an. Einige Häuser sind ganz, andere wenigstens zum Theil neu und auch die Pastorei, an der wir vorüberkommen, hat offenbar den schwachen Versuch gemacht, sich ein verjüngtes Ansehen zu geben.

Noch weniger werden wir an das Alterthum erinnert, wenn wir zurückkehrend von der Häuserreihe, in die die Kirchstraße ausmündet und die Ostende genannt wird, nach Süden abbiegen und nun die Bäckerstraße und Wedelstraße durchwandeln oder vor der Adolphsreihe vorübergehen, welche letztere sowohl wie die beiden genannten Straßen mit der Kirchstraße in einer und derselben Richtung laufen. Nur hier und da deutet ein Haus darauf hin, daß man schon vor etwa 30 Jahren und nicht gerade für Badegäste gebaut hat; die übrigen verrathen nicht nur ihren neueren Ursprung, sondern auch ihre Bestimmung, und dasselbe ist der Fall mit den Häusern in den übrigen Straßen, die westlich vom Markte liegen und von denen die Strandstraße, die Mittelstraße, die Wilhelmsstraße und die Brunnenstraße von Osten nach Westen; die Georgsstraße dagegen und die Louisenstraße von Norden nach Süden laufen. — Mit der letzteren, der Louisenstraße, endet das Dorf gegen Westen und wird dort auch kaum verlängert oder vergrößert werden können, denn sogleich hinter jener Straße erhebt sich eine parallel mit derselben laufende nur einige hundert Fuß breite Dünenreihe und hinter dieser Dünenreihe beginnt der Strand.

Es ist dies der Weststrand, oder eigentlich schon der Nordweststrand, denn der hölzerne Pavillon auf der s. g. Marienhöhe, der höchsten Düne in jener Dünenreihe, die nur einen Steinwurf von den letzten Häusern der Louisenstraße entfernt

ist, liegt auf der nordwestlichsten Spitze der Insel und es ist schon oft die Besorgniß laut geworden, es werde das Meer sich dort einmal so nahe an das Dorf herandrängen, daß demselben nichts weiter übrig bleibe, als sich nach einer andern Stelle zu flüchten. — Das wäre denn freilich schlimm genug; aber so ganz ungegründet ist allerdings die Besorgniß nicht. — So viel ist wenigstens gewiß: seit Menschengedenken hat der Nordweststrand fortwährend abgenommen; ein einzelner Sturm war zuweilen im Stande, die Dünen in einer Breite von mehren Schritten fortzuspülen. — Es kam das aber wohl nicht gerade daher, daß die See in neueren Zeiten unruhiger und zerstörungslustiger geworden war, obgleich auch das Einige behauptet haben, sondern vielmehr daher, daß die Strömungen im Wasser sich veränderten. So lange diese nemlich mehr die Richtung nach Westen hatten, und das hatten sie früher, so lange konnten die Dünen auf dem Nordweststrande sich leicht wieder neu bilden, wenn sie auch einmal durch eine hohe Fluth etwas stark in Anspruch genommen waren. — Das wurde aber anders, als der Strom sich mehr nach Osten wendete, denn nun fing der an, den Nordseestrand zu benagen und darin liegt eben die Gefahr. — Behält der Strom diese Richtung, so gehört gar keine besondere Sehergabe dazu, um fast das Jahrzehend vorherzusagen, wo von den Herrlichkeiten des jetzigen Dörfleins kaum noch Spuren sichtbar sein werden, und ein solches Schicksal werden auch die Sandfänge, die man in den letzten Jahren auf dem Nordweststrande angebracht hat, schwerlich abzuwenden vermögen. — Als Palliativmittel kann man sie allenfalls gelten lassen und wenn sie nicht die Wellen beruhigen, so beruhigen sie doch einstweilig die Gemüther; indem der Sand sich oft schon in einigen Tagen ein paar Fuß hinter ihnen anhäuft. — Da sieht es denn aus, als ob man schon wieder einen Schutzwall habe, und Hoffnung verdrängt die Furcht, bis der nächste Sturm den Wall mit den Sandfängen selber wieder verschlingt und die Arbeit wieder von Neuem begonnen werden muß. Ob es übrigens ein radicales Heilmittel giebt? Nun, darüber werden wohl die Ansichten so lange getheilt bleiben, bis der Versuch gemacht worden ist, und der Versuch würde allerdings nach den Aeußerungen der Kunstverständigen theuer genug zu stehen kommen. Es wird freilich behauptet, die Holländer wüßten auch den Nordweststrand ihrer Inseln durch

Bollwerke zu schützen und demnach müßten wir es auch können, wenn uns sonst die Mittel nicht fehlten. Das aber ist zu befürchten und wir hoffen einstweilen mehr auf die Hülfe der Natur als auf die der Kunst. Hat die Strömung sich einmal verändert ohne menschliches Zuthun, so kann sie abermals freiwillig eine neue Richtung nehmen oder auch die alte wieder einschlagen, und dann ist der Strand gerettet und die Düne und das Dorf. —

Nun, wir athmen bei diesem Gedanken nicht gerade auf; so nahe ist doch die Gefahr nicht. Auch der kühnste oder auch der ängstlichste Prophet wird die verhängnißvolle Katastrophe schwerlich schon in den Jahrzehenden des gegenwärtigen Jahrhunderts eintreten lassen und ein plötzliches und unerwartetes Hereinbrechen derselben ist vollends gar nicht zu besorgen. In aller Gemüthsruhe kehren wir der bedrohten Stelle den Rücken und wenden uns gen Süden, wo die Gebäude der Seebadeanstalt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Viel mehr indeß, als einen flüchtigen Blick, können wir ihnen jetzt kaum schenken. Es sind allerdings stattliche, aber auch schon etwas weitläuftige Gebäude und es möchte gar zu lange aufhalten, wollten wir schon auf dieser unserer unpolitischen Rundschau gewissenhaft in alle ihre Winkel hineinsehen und jede ihrer Herrlichkeiten einer genaueren Betrachtung unterwerfen: wir werden später noch oft genug Gelegenheit haben, uns in ihren Räumen weiter umzusehen. Das Umherziehen in den Straßen hat uns ohnehin schon etwas gelangweilt, und wenn wir wieder auf dem mit prächtigen grünen Rasen gepflasterten Marktplatze stehen und unser Auge auf das gen Süden vor uns liegende 240 Fuß lange Conversationshaus richten, so können wir gar nicht recht in Bewunderung gerathen über dessen architectonische Schönheiten. Es will uns bedünken, als sei das Gebäude im Verhältniß zu seiner Ausdehnung doch gar zu niedrig und als sei das lange ununterbrochene Dach doch gar zu ermüdend. Selbst der in der Mitte aus diesem Dache hervorragende runde Thurm mit seiner langen Stange läßt uns kalt, und es nützt wenig, daß man uns erklärt, die allmählige Entstehung des Gebäudes habe jede andere Form ausgeschlossen, ja selbst das verfängt kaum bei uns, daß man behauptet, gerade diese Form sei dem Zwecke des Gebäudes am meisten entsprechend. Söhnt uns das auch immerhin mit dem Anblicke desselben aus, ein erheblicher Enthusiasmus will

sich bei uns nicht einstellen, wenn wir auch der Säulenhalle am Eingange alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen und von dem geräumigen Rasenplatze vor demselben mit den üppigen Georginen- und Levkojen- und Resedabeeten kaum das Auge losreißen können. — Es wird das aber nur an uns selbst liegen und wenn wir uns einmal aus unserer Blasirtheit etwas aufrütteln, so werden wir gestehen müssen, es macht das Ganze doch einen äußerst freundlichen Eindruck; ja wir möchten behaupten, wer einmal das Glück hatte, da zu stehen, wo wir jetzt weilen, der wird gewiß gern, wenn auch nur in Gedanken, dahin zurückkehren.

Es ist ein so bewegter und doch auch wieder so friedlicher Raum, den dort im Vordergrunde das Gebüsch einrahmt und im Hintergrunde das Conversationshaus, von welchem letzteren das kleine weiße Häuschen, das dort rechts durch die grünen Bäume schimmert und das man uns als das „kleine Logirhaus“ bezeichnet, ein Spröß- und Schößling zu sein scheint. — Es ist um die Mitte des Tages, aber es athmet sich doch leicht in dem blendenden Sonnenscheine. Ueberall erblickt man bewegliche und unbewegliche Menschengruppen; auf den grünen Matten tummeln sich blühende Kinder, den Bällen nachjagend, die sie im Spiele vor sich hertreiben und in ihr freudiges Jauchzen mischen sich die Töne des unter dem nahen Blätterdache versteckten Orchesters. Geschäftige Kellner eilen hin und her, um auch die mehr materiellen Bedürfnisse der Anwesenden zu befriedigen: kurz, es ist ein Bild, vor dem man nur gar zu gern weilet; das kleine Logirhaus indeß muß doch noch etwas näher besichtigt werden und wenn wir den Pfad verfolgen, der um dasselbe herumbiegt, so kommen wir in freundliche Gartenanlagen hinein, die den s. g. Georgsgarten bilden.

Wir können es kaum glauben, daß die Bäume dort erst vor wenigen Jahren gepflanzt sind, so üppig sind sie gediehen in dem dürren Sandboden, wie wir denn überhaupt die üppige Vegetation der Blumen und der jungen Bäume nicht genug bewundern können. — Wir sagen mit Bedacht der jungen Bäume, denn wenn die Bäume eine gewisse Höhe erreicht haben, so fangen sie an, oben abzusterben und zu verkümmern und namentlich nach der Seite hin, wo sie dem Nordwestwinde ausgesetzt sind. — Ob der ihnen zu kalt ist, oder ob während der Dauer desselben die Luft zu viele Salz-

theilchen enthält, die die Poren der Blätter verkleben und verstopfen, das zu entscheiden, mögen wir competenteren Beurtheilern gegenüber uns nicht herausnehmen. — So viel ist aber gewiß, daß man in solchen Fällen nichts Besseres thun kann, als die Bäume unmittelbar über der Erde abzuschlagen. Die Schößlinge, die sie dann treiben, haben schon im zweiten Jahre eine solche Höhe erreicht, daß man schon zu den großen oder vielmehr zu den langen Menschen gehören muß, um mit der Hand auf ihre Spitze hinauflangen zu können.

Daß wir indeß nicht unsern nächsten Zweck, die Besichtigung der Gebäude der Seebadeanstalt aus den Augen verlieren, verlassen wir den Georgsgarten auf der Südseite und schlagen den Weg ein, der uns zwischen Scheunen und Wagenremisen hindurch an dem Badehause hin nach der Südfronte des Conversationshauses führt, die insofern fast Ansprüche darauf machen könnte, die Hauptfronte zu sein, insofern hier nur die Wagen vorfahren und die neu ankommenden Gäste empfangen werden.

Um die Letzteren bekümmern wir uns aber vorläufig nicht weiter, sondern freuen uns des Anblicks, den wir dort von der Treppe aus nach Süden hin haben. — Gerade vor uns im Hintergrunde erhebt sich das s. g. große Logirhaus, imponirend durch seine großartigen Verhältnisse und in einem Style erbaut, der es wenigstens mit erklären hilft, wenn es häufig nur „das Palais" genannt wird. — Es steht etwas höher als das Conversationshaus und den niedrigen Raum zwischen diesem und jenem bildet ein prächtiger von Bäumen eingefaßter Rasenplatz, auf dem hin und wieder Blumenbeete wie Medaillons zerstreut liegen. Rechts und links sehen wir wieder in Gartenanlagen hinein und wenn wir dort unter der Brücke rechts neben dem großen Logirhause durchgehen, so kommen wir in eine fast ganz durch die Dünen versteckte Allee, die unter dem Namen „Seufzerallee" bekannt genug ist, häufig aber auch „Philosophengang" genannt wird. — Wir sind ungewiß, welcher von beiden Benennungen wir den Vorzug geben sollen, denn treffend finden wir die eine wie die andere und eben so treffend finden wir es, daß man der Wiese, die sich von der Südseite des großen Logirhauses an nach dem Strande zu hinunterzieht, den Namen des neuen Polders gegeben hat. Ist sie auch nicht gerade dem Wasser abgerungen oder abgepoldert, so doch dem Sande; wir verfolgen gern

den sorgfältig unterhaltenen Deich, der um sie herumführt und der sich östlich an den Deich anschließt, der das ganze Dorf nach Süden hin umgiebt und es gegen Ueberschwemmungen schützt, denen es vor Anlegung dieses Deiches wenigstens fast alljährlich ausgesetzt war.

Damit ist aber auch unsere Rundschau so ziemlich beendet, denn das Haus dort links mit der italienischen Inschrift „Belvedere“ auf dem Schilde ist offenbar ein Wirthshaus und die Kegelbahnen dort rechts mit den Pavillons sind bloße Kegelbahnen und das weiterhin sich erhebende Gebäude mit dem Strohdache, nun, das ist der Eiskeller. Wir haben uns nur noch die neue Häuserreihe anzusehen, die als „Marienstraße“ längs des Süddeiches sich hinzieht und schlagen dann den Baumweg ein, der uns vom Dorfe hinweg nach der östlich gelegenen Schanze führt, auf deren Wall wir uns niederlassen, um uns des Anblicks zu freuen, der sich uns hier darbietet.

Das Innere der Schanze ist freilich jetzt mit Bäumen ausgefüllt und vermag unsere Aufmerksamkeit nicht lange zu fesseln; es möchte denn sein, daß das leichtfüßige Volk der Kaninchen, das da und dort in die Kasematten schlüpft, die es sich in dem Walle angelegt, allerhand Gedanken in uns weckte an die Erbauer der Schanze: nach außen hin aber, da wird uns die Sache nicht so leicht gemacht. — Unmittelbar unter uns ein breiter Graben, auf dem sich allerhand Wasservögel tummeln. Um diesen Graben herum s. g. Parkanlagen; weiterhin Gärten, Wiesen. — In noch weiterer Entfernung: gen Süden die Rhede mit ihrem — nun warum denn nicht? mit ihrem Mastenwalde; gen Osten und Norden die Dünen, in ihrer äußern Gestalt die nahe Brandung wiederspiegelnd; gen Westen das freundliche Dörflein, aus dessen grünem Blättermeere die einzelnen Häuser mit ihren rothen Dächern wie Inseln hervorragen. Es ist ein gar behagliches Plätzchen für das Auge, wo wir weilen und die scharfen Klänge, die die Schmiedeesse dort in der Nähe entsendet und die dumpfen Töne, die von der Schiffswerft dort zu uns heraufdringen, sind dem Ohre auch gerade nicht unangenehm.

Wir könnten es hier wohl noch länger aushalten, wenn es sonst darauf ankäme; es ist uns indeß auch nicht unerfreulich, wenn die geehrte Gesellschaft um uns her, noch etwas mehr von unserm Dorfe zu erfahren, namentlich das Leben näher kennen zu lernen wünscht, das darin pulsirt und ath-

met und das vorzugsweise das Leben heißt, wenn sie den jeweiligen Dorfinsassen nicht nur in die Häuser hineinsehen will, sondern auch in die Herzen, insofern man von der Art und Weise, wie der Mensch sich äußerlich gebehrdet, schließen darf auf das, was er innerlich ist. — Daß freilich die Aufgabe, auch dabei wieder den erklärenden Cicerone zu machen und den deutenden Augur verhältnißmäßig weit schwieriger ist, das verkennen wir gar nicht und auch das verhehlen wir uns nicht daß wir da leicht den Widerspruch hervorrufen werden. Es möchte auch wenig nützen, wenn wir, um dem Letzteren vorzubeugen, mit einer gewissen Arroganz und Suffisance auftreten wollten. Die Zeit der Auguren ist vorüber und es will nun absolut Keiner mehr sich imponiren und sich beauctoritäten lassen. Wir ergeben uns also gutwillig darein, wenn die Gesellschaft um uns her sich in eine Jury verwandelt und nicht nur scharf auf das paßt, was wir sagen, sondern auch darauf achtet, wie wir dabei aussehen.

Wollten wir nun freilich ganz methodisch hier verfahren, so würden wir wohl zuvörderst eine allgemeine Charakteristik der Einwohner entwerfen müssen; es giebt indeß verschiedene Gründe, weshalb wir uns darauf lieber gar nicht einlassen. — Wirkliche Menschen sind eben keine Begriffe, daß man sie in bestimmte Kategorien einreihen könnte, ohne sie aufs Prokrustesbette zu spannen. Es geschieht das zwar häufig genug und auch über uns Norderneier wird oft ganz summarisch abgeurtheilt. Man nennt uns ehrlich und treu und bieder, aber auch rücksichtslos und derbe, oder wohl gar grob; man behauptet, wir seien, wie alle Insulaner, unter einander neidisch und unverträglich und gegen Fremde argwöhnisch und mistrauisch; man räumt uns zwar ein, daß wir leicht genug die Faust ballen, aber nur in der Tasche; man vergleicht uns mit den wandernden Gesellen, die immerfort Arbeit suchen, und dem Himmel danken, wenn sie keine finden. — Wenn indeß dergleichen Urtheile auch hier und dort zutreffen, nicht selten sind sie auch ganz unpassend, was zum Theil auch darin seinen Grund hat, daß die Bevölkerung hier schon eine gemischte ist. Nicht freilich in dem Sinne, in dem man eine Gesellschaft auch wohl eine gemischte nennt, denn in dem Sinne herrscht hier ziemliche Gleichheit. Wir haben hier keine Kasten und darum auch keine Paria's, keine Aristokratie und auch kein eigentliches Proletariat. Wenn auch der Fischer zuweilen

sich etwas ungebührlich seines Standes überhebt und mit Verleugnung seiner Vorfahren, die „Bauern“ genannt wurden, es als eine Ehrenkränkung ansieht, wenn man ihm jetzt noch diesen Namen giebt, so hat das doch keine weitere Folgen. Das gesellige Leben weiß kaum von einem Unterschiede, wie zwischen Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen; aber neben den Ureinwohnern, wie wir sie nennen möchten, giebt es hier schon eine große Anzahl solcher, die die gewöhnliche Umgangssprache gerne „Fremde“ nennt und die sich von jenen zunächst dadurch unterscheiden, daß sie nicht hier geboren sind oder wenigstens nicht ihre Eltern und Vorfahren. Sie unterscheiden sich aber auch sonst wohl von ihnen und da ein gegenseitiger Einfluß natürlich nicht ausbleibt, so wird der Charakter der hiesigen Einwohner wandelbarer, als er sonst wohl sein möchte. Nimmt man dazu, daß alljährlich so viele Bädegäste sich längere oder kürzere Zeit hier aufhalten und daß deren Leben doch auch nicht ganz spurlos an den Einwohnern vorüber geht, so erscheint es immer mißlicher, ein allgemeines Urtheil über sie zu fällen. Es wird dasselbe wahrscheinlich eben so gut angefochten als vertheidigt werden können und wir halten es daher für zweckmäßig, wenn wir denjenigen, der sich für uns interessirt, aus unserer Schilderung des hiesigen Lebens die Resultate selber ziehen lassen. Zu einer solchen Schilderung wird man uns hoffentlich Unbefannenheit genug zutrauen, während man diese bei eigentlichen Urtheilen leicht in Zweifel ziehen möchte: gelänge es uns denn nur, der bewußten Gesellschaft das Geständniß abzudrängen, daß unsere Schilderung noch etwas mehr als ihre großmüthige Nachsicht in Anspruch genommen habe. —

Daß das Leben auf einer Insel und demnach auch das hiesige seine Eigenthümlichkeiten habe, das wird man uns gewiß aufs Wort glauben und wir wagen wohl kaum zu viel, wenn wir die geehrte Gesellschaft einladen, es einmal ein Jahr mit uns zu versuchen und sich etwa am Neujahrstage unter uns niederzulassen. — Sie wird es an diesem Tage hier zwar etwas bewegt finden, indem es auch hier noch immer Einzelne giebt, die diesen Tag nur dann festlich zu begehen meinen, wenn sie namentlich auch durch Schießen möglichst viel Lärm machen und sich in den umsonst dargebotenen Getränken übernehmen; der bei weitem größere Theil der Einwohner indeß hält das doch mit seiner Ehre schon nicht

verträglich mehr und zieht es vor, ruhig zur Kirche zu gehen. Von Bettlern aber, die mit Recht den Namen verdienen, wird Keiner hier belästigt, wie das doch in manchen Gegenden der Fall ist; schon seit einigen Jahren wird durch eine Collecte dafür gesorgt, daß die wirklich Armen in der Gemeinde, deren es übrigens nur wenige giebt, wenigstens an diesem Tage Andere um ihren Tisch nicht zu beneiden brauchen.

Wir setzen nun voraus, daß es in dem Winter, wo der geehrte Besuch bei uns eingetroffen ist, nicht an Eis fehlt und daß nur ein sehr günstiger Umstand es dem Besuche möglich gemacht hat, entweder zu Wagen oder zu Fuß über das Eis „durchs Watt" zu kommen; denn die Schifffahrt von hier nach dem gegenüberliegenden Deiche auf dem festen Lande ist dann gänzlich unterbrochen. Die hiesigen Schiffe liegen sämmtlich nahe an den Dünen auf dem Trocknen und es kostet zuweilen nicht wenig Anstrengung, sie bei eintretendem Froste von der Rhede hinweg so weit hinauf zu schleppen. —

Wie aber das Eis die Schifffahrt hemmt, so verlegt es den Insulanern auch nicht selten den Weg durchs Watt und der Postbote, der sonst regelmäßig jede Woche zweimal kommt und Briefe und Zeitungen bringt, wird bei heftigem Froste zuweilen 8 bis 14 Tage und noch länger vergebens erwartet. Das kann denn mitunter dem Einen und dem Andern unangenehm und in einzelnen Fällen sogar peinlich sein; gewöhnlich aber pflegen sich diejenigen, die zur Ebbezeit, wo er nur kommen kann, nach ihm ausgesehen und ihn nicht entdeckt haben, bloß gegenseitig auszulachen und sich auf den folgenden Tag zu vertrösten. — Es sind auch immer nur Einzelne, die sich für Nachrichten vom festen Lande interessiren; für die Mehrzahl schließt Norderney so ziemlich Alles ein, was sie an näheren Freunden und Verwandten haben und sie bemerken es kaum, wenn die Verbindung mit der übrigen Welt eine Zeitlang unterbrochen ist, was übrigens so gar häufig doch auch eben nicht vorkommt. — Es kommt indeß doch vor und auf eine mehr als zweimalige Verbindung die Woche darf man in den Wintermonaten überhaupt kaum rechnen; wenn das aber gewöhnlich zu den Unannehmlichkeiten des Insellebens gezählt wird, es hat unstreitig auch seine angenehmen Seiten.

In welche Sehnsucht nach dem Boten redet man sich doch endlich hinein und wie freut man sich, wenn man eines Tages nach langem Spähen von den Dünen fern im Watte einen kleinen schwarzen Punct erblickt, der sich zu bewegen scheint und demnach nichts Anderes als der erwartete Mercur sein kann. Er ist nun zwar noch etwa zwei Stunden vom Dorfe entfernt und geflügelt an den Füßen ist er auch nicht; er trägt vielmehr schwere Wasserstiefeln, die ihm das Gehen nicht wenig erschweren: man kann indeß jetzt mit ziemlicher Gewißheit fast die Minute berechnen, wo er ins Haus treten wird und da bedarf es denn keiner großen Anstrengung, um bis dahin geduldig hinter dem Ofen auszuharren.

Bei seiner Ankunft muß auch schon wieder an seine Abreise gedacht werden, denn er pflegt nicht lange unter den Inselbewohnern zu verweilen. Kehrt er auch nicht in den Olymp zurück, so doch nach Bensersiehl, wo er wohnt und das pflegt in den längeren Tagen noch an demselben und in den kürzeren doch am folgenden Tage zu geschehen. — Da giebt es denn gewöhnlich Beschäftigung vollauf und zuweilen müssen selbst die Zeitungen zurückgelegt werden, wenn sie nicht ganz besondere Neuigkeiten enthalten, damit man nur für die Briefe Zeit gewinne. — Ist aber, kaufmännisch zu reden, die Post abgefertigt, dann hat man auch wieder Muße genug, denn dann ist man in den nächsten 3 bis 4 Tagen wenigstens gegen jede angenehme sowohl als unangenehme Störung von außen her gesichert. — Man versammelt sich nun in größeren oder kleineren Kreisen, um die eingelaufenen Neuigkeiten auszutauschen und durchzusprechen und endlich hat natürlich auch das ein Ende. — Und immer leiser rauscht dann wieder die Lebenswoge, die noch so eben hoch aufbrandete und immer ruhiger fluthet der Strom, der noch so eben schäumte und toste. — Das gewöhnliche Stillleben beginnt wieder und könnten wir eben nicht sagen, daß uns das so ganz unbehaglich wäre. —

Gerade das Stillleben der Insel hat selbst im Winter seine besondere Anziehungskraft und es will uns bedünken, als ob Jemand, der einmal an demselben Theil genommen hätte und es nun entbehren müßte, wohl kaum ohne ein gewisses Heimweh daran denken könne. — Rings um die Insel ein Wall von ineinandergeschobenen und zuweilen hoch aufgethürmten Eisblöcken, die die Fluth dort abgelagert und

so sich selbst einen Damm gesetzt hat. Jenseits dieses Walles wieder Eisblöcke und abermals Eisblöcke, aber in Bewegung; höchstens im Norden ein grüner Strich am Horizonte, als Zeichen, daß dort noch offenes Wasser ist. — Windstille: aber dafür bei Fluth und Ebbe desto größeres Eisgetümmel. Das kracht und ächzt, wenn die Blöcke auf einander treffen und sich gegenseitig den Raum streitig zu machen suchen. Man sieht und hört dem Kampfe mit Vergnügen zu und wenn man nur so lange wartet, bis die Fluth sich verlaufen hat, dann wird doch immer zwischen dem Eiswalle und dem Wasser ein Streifen auf dem Strande frei, wo man eben so gut spazieren kann, wie im Sommer. — Der Boden wenigstens, auf dem man sich ergeht, ist ganz derselbe und in anderer Hinsicht möchte der Winterspaziergang noch vorzuziehen sein. — Es wandelt sich so traulich zwischen dem Eiswalle und dem immer ruhiger gewordenen Meere, das nur zuweilen wie im Schlafe laut aufathmet und uns daran erinnert, daß es nur schlummert. — Und dabei ist die Luft so milde, weit milder noch als im Dorfe, obgleich sie auch da immer um ein paar Grad milder zu sein pflegt, als auf dem festen Lande. — Man kann sich kaum vom Strande trennen; aber zu Hause ist es auch gar hübsch. — Wenn man arbeiten will, es ist Alles so ruhig und stille und störenden Besuch hat man nicht zu besorgen. Auch Einladungen zu Diners und Soupers, Soireen und Assembleen braucht man deshalb nicht auszuschlagen, braucht kein Theater und kein Concert darüber zu versäumen; wenn man sich aber durchaus eine s. g. Erholung verschaffen will, so kann man nur ohne weitere Förmlichkeiten ins nächste beste Haus gehen und darf einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. So dringend sind hier die Geschäfte doch selten, daß nicht Jeder gern ein Stündchen hinter dem Ofen oder am Feuerheerde verplauderte, wozu unter andern auch die Seeabentheuer, die der Eine oder der Andere erlebt hat, einen nicht verwerflichen Stoff darbieten. — Da sprechen wir denn von Schiffbrüchen und Strandungen und wunderbaren Rettungen und je stiller es zufällig wird in unserm Kreise, um desto lauter hören wir das Meer reden in jener wunderbaren Sprache, die Jedem verständlich ist und die doch Keiner erschöpfend zu deuten vermag. — Oft nur zu rasch vergeht uns so die Zeit und wir erinnern uns nur mit Vergnügen an die Besorgnisse, womit

uns manche Badegäste verließen, als würden wir hier im Winter vor Langeweile eintrocknen oder erstarren oder uns auflösen, kurz, als würde irgend eine verhängnißvolle Verwandlung mit uns vorgehen.

Auch an den winterlichen Sonn- und Festtagen möchte der nicht gar zu Griesgrämige wenig auszusetzen haben und will es uns vorkommen, als ob sie vor denen auf dem festen Lande in mancher Hinsicht Vorzüge haben. — Ihre ersten Stunden namentlich pflegen ganz besonders freundlich zu sein. Kein Wagengerassel oder sonstiges Geräusch unterbricht die feierliche Sabbathstille, die sich über das ganze Dorf gelagert hat und schon, wenn zum zweiten Male geläutet ist, eine halbe Stunde vor dem Anfange des Gottesdienstes, beginnt der Zuzug zur Kirche. Hat es zum dritten Male ausgeläutet, dann ist auch die Gemeinde in der Kirche versammelt und es sind gewiß nur einzelne Wenige, die später dort eintreffen. Alle Plätze sind auch schon deshalb besetzt, weil die Kirche für die Gemeinde viel zu klein ist; dennoch herrscht eine Ruhe und Stille, die schon für manchen Fremden fast etwas Auffallendes hatte. Der Gesang ist kräftig, wenn er auch etwas einfacher sein könnte und zeugt von lebendiger Theilnahme. Zu bedauern ist nur, daß die Verwaltung der Sacramente und namentlich auch der Taufe hier so selten einen Theil der gottesdienstlichen Feier bildet, indem sich hier schon seit längerer Zeit der nun schwer wieder auszurottende Mißbrauch eingeschlichen hat, nur im Hause taufen zu lassen, was vielleicht in demselben Umstande seinen Grund hat, weshalb man jetzt auch die Hochzeiten nur im häuslichen Kreise feiert. — Bei der größeren Sittenstrenge der Vorzeit in dieser Hinsicht hatte man nicht nöthig, bei solchen Veranlassungen die Oeffentlichkeit zu scheuen und die ganze Gemeinde nahm in der Kirche an Taufen und Hochzeiten Theil; jetzt indeß ist das nicht mehr der Fall und da die löbliche Sitte einmal abgekommen ist, so werden auch diejenigen, die keine besonderen Rücksichten zu nehmen brauchen, sich nur schwer entschließen, sie wieder einzuführen. Wir hoffen es indeß doch von ihnen und in dieser Hoffnung freuen wir uns einstweilen der jetzigen Gestalt des öffentlichen sonntäglichen Gottesdienstes, der für den Vormittag um ½ 11 Uhr beginnt und um 12 Uhr endigt. Da hier dann keine Visiten zu machen oder Börsen und Kaffeehäuser zu besuchen sind, so ist in allen

Häusern die Mittagsmahlzeit längst vorüber, wenn um 1 Uhr zum ersten Male zu dem um ½ 2 Uhr beginnenden Nachmittagsgottesdienste oder zur Katechisation geläutet wird und man hält sich deshalb zu der Annahme berechtigt, es werde auch dieser Gottesdienst zahlreich besucht werden. — Nun, es giebt denn auch immer Einzelne, die nur selten fehlen und man darf daraus schließen, daß sie sich auch bei der Katechisation wohl zu erbauen vermögen; im Verhältniß zur Bevölkerung indeß ist die Theilnahme nur eine äußerst geringe. Daß das nun darin seinen Grund hat, wie Einige meinen, weil die Leute dann zu spät an den Theetisch zu kommen fürchten, oder, wie Andere behaupten, weil sie sich schon für ausgelernt (uutleert) halten, das können wir uns doch kaum einreden lassen, wenn wir auch allerdings einen anderen haltbaren Grund nicht anzugeben vermögen. — Selbst in den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Fortschritte ihrer Kinder, den man ihnen deshalb wohl schon gemacht hat, können wir kaum einstimmen, wenn wir sie so wacker losziehen hören auf die Lehrer, weil ihre Kinder, wie sie sagen, so wenig lernen oder für Sitte und Ordnung so wenig Sinn haben. Darnach nämlich zu urtheilen, interessiren sie sich offenbar ganz gewaltig dafür, daß ihre Kinder zunehmen an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen und etwas räthselhaft bleibt es daher immer, wenn sie in der Nachmittagskirche ihnen nicht einmal zuhören mögen und es scheinbar absichtlich vermeiden, sie durch ihr Beispiel aufzumuntern. — Einige aber giebt es doch, wie gesagt, die das nicht versäumen wollen und die kommen immer noch früh genug an den Theetisch und behalten auch noch Zeit genug, nachbarliche und freundschaftliche Besuche zu machen, als wozu die Sonntagsabende vorzugsweise verwendet werden. — Sind nun solche Besuche anderswo in dem Preiscourant der Vergnügungen auch nicht besonders hoch angeschlagen, hier haben sie einen desto größeren Werth und wenn wir uns zur althergebrachten Bürgerzeit trennen, dann denken wir kaum daran, daß es jetzt noch Kreise giebt, in denen das s. g. Amusement erst recht seinen Anfang nehmen soll und wenn es geschieht, so geschieht es bloß mit den Gefühlen stiller Verwunderung. —

Andere Gefühle sind es denn auch kaum, mit denen wir an die Vorfälle auf dem festen Lande denken, die den ge-

wöhnlichen Gang des Lebens zu unterbrechen pflegen, Hochzeiten und Kindtaufen und Leichenbegängnisse, obgleich auch deren Feier hier eine höchst einfache genannt werden muß. — Allerdings bei Hochzeiten und Kindtaufen wird hier und da noch wohl etwas Aufwand gemacht. Man ladet die nächsten Nachbaren und Verwandten ein und bewirthet sie mit Thee und Kaffee und Butterbrod. Auch wird wohl etwas süßer Wein verabreicht; Schnaps kommt in einem irgend anständigen Hause dabei nicht auf den Tisch. — Noch weniger wird Schnaps getrunken bei Leichenbegängnissen, wie denn überhaupt bei denen jeder Aufwand wegfällt. — Man versammelt sich erst, wenn geläutet wird und Prediger und Schullehrer hingehen, um die Leiche vom Sterbehause abzuholen. Parentationen werden selten gehalten, wohl aber vor dem Sterbehause einige Verse gesungen. — Dann wird die Leiche aufgehoben und fast die gesammte männliche Jugend zieht singend vor derselben her nach dem Kirchhofe. Unter Gebet und Gesang wird sie eingesenkt und nun versammelt sich die Gemeinde in der Kirche, um der Leichenpredigt mit beizuwohnen. — Mit der Beendigung des Gottesdienstes aber ist die ganze Feier beendigt; jeder kehrt nach Hause zurück und kaum, daß die nächsten Verwandten sich wieder im Sterbehause versammeln, um vielleicht noch einige Worte auszutauschen. —

Im Allgemeinen also ist es gemüthliche Stille, die unsere Wintertage kennzeichnet; denn von gelegentlichen Ausbrüchen der Rohheit auf den Straßen dürfen wir doch wohl kaum reden. Es werden dieselben auch immer seltener und auch unter den jungen Leuten giebt es schon nicht wenige, die es für keinen Ruhm mehr halten, wenn man bloß die Kraft ihrer Lungen bewundert. —

Zuweilen indeß geht es hier auch wohl lebhafter zu und namentlich dann, wenn die Elemente um uns her in Kampf gerathen, wenn der Sturm die Wogen peitscht, daß sie sich hoch aufbäumen, wenn die See so gierig an unsere Dünen leckt, daß es scheint, als wolle sie die ganze Insel verschlingen. — Wenn es dann von Mund zu Mund geht: „ein Schiff in Sicht!“ dann bedecken sich im Nu die Dünen mit neugierigen Zuschauern, denen es natürlich an Stoff zur Unterhaltung nicht fehlt und die davon denn auch einen sehr guten Gebrauch zu machen wissen. — Verständlich genug sind

sie, wenn verständlich so viel bedeutet als hörbar, denn man liebt es hier eben nicht, sich seine Gedanken zuzuflüstern; begreifen indeß wird der Nichtschiffer von ihrer Conversation nur wenig. Sie ist so sehr mit Seemannsausdrücken gespickt, daß man schon sehr vertraut damit sein muß, um ihnen folgen zu können und zu einer Vertrautheit bringt man es nicht so leicht, wenn man nicht selbst dem Seemannsstande angehört. — Wir wissen es wohl, daß Manche dies Letztere kaum einräumen wollen und selbst unter den eifrigen Leserinnen eines Cooper, Marryat und Eugen Sue mag die eine und die andere sein, die bei solchen Behauptungen ganz kühn in die Höhe blickt; wir lassen uns indeß auch dadurch noch nicht irre machen. — Man ist noch lange nicht „ausgelernt", wenn man etwa Backbord von Steuerbord zu unterscheiden weiß und Lee mit Luv nicht mehr verwechselt; es gehört noch etwas mehr dazu und gewiß nur Wenigen, denen die Seemannssprache nicht Muttersprache ist, wird es gelingen, sich dieselbe so anzueignen, daß man ihnen den Fremden nicht anhörte oder sie sich selbst den Fremden nicht anmerkten. — Die richtige Anwendung der Seemannssprache setzt Seemannskunde voraus und die erlangt man weniger durch Studium als durch Uebung; ja zum Theil scheint sie uns fast eine angeborene zu sein und wir können es uns nur wenig erklären, wenn selbst Kinder dahin einschlagende Fragen einem Erwachsenen zu beantworten wissen, der vielleicht schon länger auf der Insel gelebt hat als sie selber. Man interessirt sich auch vielleicht für Schiffe und Schifffahrt und läßt es daher an Aufmerksamkeit dagegen nicht fehlen; man zieht vielleicht mit größerer Sorgfalt Erkundigungen darüber ein, als die jugendlichen Eingeborenen: dennoch steht man ihnen bald nach. Mit instinktiver Sicherheit wissen sie ein Schiff und dessen Lage und Richtung zu characterisiren, wobei ihnen freilich auch der Umstand zu Hülfe kommt, daß sie für die Entfernung meistens ein weit schärferes Auge haben, als der Nichteinheimische und wenn demnach die Zuschauer auf den Dünen über das dort mit den Wogen ringende Fahrzeug ihr Urtheil abgeben, natürlich „Wind und Wetter vorbehalten", so wird dasselbe gewiß in den meisten Fällen durch den Erfolg bestätigt werden. —

Geräth jenes Fahrzeug nun aber wirklich in Gefahr, indem es auf eine Sandbank treibt, oder ist es vielleicht in sin-

kendem Zustande und hat deshalb eine Nothflagge aufgezogen, so eilen, wenn man es sonst für möglich hält, demselben helfen zu können, Einige nach dem Rettungsboote, Andere nach den auf der Rhede liegenden Schaluppen, wenn denen das Eis nicht den Weg versperrt und nun wird das Schauspiel immer interessanter und die Theilnahme der Zuschauenden immer lebhafter. — Mit den Schaluppen kann außerordentlich viel gethan werden, wie das die Erfahrung schon oft bewiesen hat und man kann sich nicht genug wundern, wenn sie in diesem Augenblicke von den Wellen fast bedeckt, im nächsten wieder hoch von ihnen emporgehoben werden, so daß sie sich wie triumphirend auf ihrem Rücken schaukeln. — Daß es dabei und namentlich unter denen, die ihnen zusehen, nicht ohne Herzklopfen zugeht und daß sich die Hände oft unwillkürlich zum Gebete falten, das kann man sich freilich leicht denken. Aber um desto größer ist denn auch die Freude, wenn die Anstrengung mit einem günstigen Erfolge gekrönt, die Mannschaft des etwa festgerathenen Schiffes gerettet wird, denn von dem Schiffe selbst kann in solchen Fällen nur selten etwas geborgen werden. Gewöhnlich ist schon nach wenigen Stunden auch nicht das Mindeste mehr davon zu sehen; nur einzelne Trümmer treiben an den Strand und werden von den Einwohnern aufgefischt und aufgelesen.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn das Schiff über alle Sandbänke und Riffe hinweg, an den festen Strand geworfen wird. Dann kann die Mannschaft sich gewöhnlich selbst retten und dann kann in den meisten Fällen auch Schiff und Ladung, oder doch wenigstens die Ladung geborgen werden. Zu dieser Bergung sind nun die hiesigen Einwohner gesetzlich verpflichtet und wenn sich demnach das Gerücht verbreitet: „ein Schiff auf Strand!“ so weiß man auch schon, daß bald nachher der Ausrufer durch die Straßen zieht und jede Haushaltung auffordert, einen Mann mit Beil und Strick oder Sack versehen, als Berger zu stellen. In der Regel wird dieser Aufforderung denn auch bereitwillig genug Folge geleistet, da die Sache aus leicht begreiflichen Gründen einen gewissen Reiz hat und wer die Leute so wohlgemuth im Sturm und Regen hinausziehen sieht, der geräth nur zu leicht auf den Gedanken, es sei ihnen mit dem gestrandeten Schiffe eine reiche Beute ins Netz gegangen. — Wer indeß Gelegenheit hatte, diese Beute näher in Augenschein zu nehmen, der weiß

daß die bergenden Norderneier deshalb keineswegeς beneidet zu werden brauchen. — Freilich wenn die Ladung des Schiffes einen etwas erheblichen Werth hat und ihnen das Maximum, nämlich ein Drittel des Werthes, als Bergelohn zuerkannt wird, dann können sie allerdings wohl soviel erhalten, daß man sagen muß, es sei ihnen ihre Mühe und Arbeit gut bezahlt worden; aber wie häufig ist das denn der Fall? — Meistens hat die Ladung nur einen geringen Werth und da die Schiffe nicht selten 2 bis 3 Stunden entfernt sind, so kann es nicht bloß vorkommen, sondern es ist vorgekommen, daß die hiesige erwachsene Mannschaft sich Tagelang mit einer Holzladung herumquälen und zuletzt froh sein mußte als bei der Abrechnung jeder Haushaltung saubere 10⅔ Pfennige (een prüüsk Dübbeldje) als Bergelohn zuerkannt wurde. — Daß man aber wirklich Ursache hatte, deshalb froh zu sein, bewies ein anderer Strandungsfall, wo den guten Bergern durch Rechnungen dargethan wurde, daß sie eigentlich noch Geld zulegen mußten. Es ist allerdings wahr, man hat das Geld nicht etwa mit Strenge von ihnen beigetrieben, man war vielmehr großmüthig genug, es ihnen zu erlassen; aber auf eine solche Großmuth kann doch nicht immer gerechnet werden und man denkt daher keineswegeς an die Schiffbrüchigen allein, wenn man die Strandungsfälle durchschnittlich zu den Unglücksfällen rechnet. —

Welchen Zeit- und Kraftaufwand sie aber auch erfordern mögen, es läßt sich alles leicht verschmerzen, wenn sie nur in eine Zeit fallen, wo das Fischergewerbe hier ruhet, also in die heißesten Tage des Sommers oder in die kältesten Tage des Winters. Dann wird jenes Gewerbe nemlich nicht betrieben, aus Gründen, die sich aus der Sache selbst ergeben werden und der geehrte Besuch, der um Neujahr zu uns gekommen ist und während dessen Hierseins es noch beständig gefroren hat, kann sich nicht genug darüber wundern, daß es der Mehrzahl der hiesigen Einwohner dem Anscheine nach durchaus an Beschäftigung fehlt, ja er spricht wohl gar seinen lauten Unwillen darüber aus, wenn er sieht, daß die kräftigsten Bursche zweck- und ziellos in den Gassen umherlungern. — Wir vermögen das Schlaraffenleben auch keineswegeς zu entschuldigen, wenn auch vielleicht noch zu erklären und mit dem Besuche freuen wir uns daher nicht wenig, wenn endlich Thauwetter eintritt und das Wasser „offen" wird.

Dann beginnt das Fischen und damit für das hiesige Leben eine neue Epoche (de Fischel-Tied). —

Es ist schon gelegentlich davon geredet worden, daß das Dorf und die Rhede bei dem Dorfe für den Fischfang besonders günstig gelegen ist und es mag das hauptsächlich dazu beigetragen haben, daß man sich von jeher hier gern damit beschäftigt hat. Wenigstens, wo unsere Nachrichten über Nordernei beginnen, da finden wir dort auch Fischer, und wenn aus diesen Fischern später auch mehr eigentliche Schiffer werden, in der neuern Zeit haben sich die Schiffer sämmtlich wieder in Fischer verwandelt, so daß in diesem Augenblicke Nordernei kein einziges Fahrzeug besitzt, daß sich nicht bei dem Fischfange betheiligt. — Daraus läßt sich nun schon entnehmen, wie stark derselbe hier betrieben wird, denn es ist doch immer eine nicht ganz unbedeutende Flotte, die wir dort an den Dünen liegen haben und die wir im Winter mit Muße haben betrachten können. — Sie besteht aus 67 kleineren und größeren s. g. Schaluppen. die durchschnittlich eine Tragfähigkeit von 4 bis 5, zusammen von 302 Rockenlasten haben und deren zierlichem Bau man es ansieht, daß sie gute Segler sein müssen. Sie werden zum Theil hier im Orte selbst, zum Theil in Norden und auf den benachbarten Siehlen erbaut; in früheren Zeiten holte man sich wohl ein halbausgedientes Schiff von Helgoland, das geschieht aber jetzt gar nicht mehr. — Im Winter nun liegen sie sämmtlich abgetackelt an den Dünen und die Frühlingsarbeit beginnt damit, daß sie wieder aufgetakelt werden.

Das setzt denn schon über 200 Menschen ziemlich in Thätigkeit, denn auf jeder Schaluppe, mag sie groß oder klein sein, fahren 3 Mann, in seltenen Fällen auch wohl 4, nie aber weniger als 3. — Der eine, dem die Schaluppe gehört, heißt der Schiffer, die beiden andern Partsleute. — Letztere stehen, wie auch schon der Name andeutet, zu dem Schiffer in keinem eigentlich dienenden Verhältniß, sondern sind bloß mit ihm associirt. Wie der Schiffer selbst, so haben auch sie ihre besonderen Angelschnüre zum Fischen und wie dieser, so erhalten auch sie von dem sämmtlichen Verdienste des Fahrzeuges jeder ein Viertel; das vierte Viertel zieht das Fahrzeug. Gehört das Letztere zu den größeren, so fällt demselben 2 Fünftel von dem Gewinne zu und der Mannschaft nur 3 Fünftel; zwischen dem Schiffer und den

Partsleuten aber ist, wie gesagt, weiter kein Unterschied. Jeder muß nicht nur sein besonderes Geräthe zum Fischen haben, sondern es muß sich Jeder auch selbst beköstigen. Auch die Arbeit ist für Alle ziemlich gleich; der Schiffer hat höchstens den Vorzug, daß er das Steuerruder führt.

Ist nun die fahrende Mannschaft (dat Fahrensvolk) beisammen, so sind für jede Schaluppe wieder weitere 3 Mann erforderlich, entweder Männer oder Weiber, die die Angelschnüre zurecht machen. Es wird hier nämlich bloß mit Angeln gefischt und nur ein paar Schiffe fischen im Sommer auch wohl mit Netzen und fangen Zungen und Schollen. Mit den Angeln aber macht man bloß Jagd auf Schellfische; was noch sonst daran hängen bleibt an Schollen, Haien, Knurrhähnen 2c., das wird gar nicht gezählt und gerechnet. Man thut dem Gesindel nicht einmal die Ehre an, daß man sie „Fische" nennt; wenn von solchen die Rede ist, so versteht man darunter bloß Schellfische. — Als Köder (Ees) dient eine Art Rothwürmer (Nereiden, Seeraupen), die während der Ebbe im Watt gegraben werden und die etwa ½—¾ Fuß tief im Sande stecken. Man sagt hier aber nicht, daß man sie gräbt, sondern man „dilvt" sie (Prät. dulven) und die dreizackige Gabel, womit dies geschieht, heißt „Gräpe". Das Gefäß, worin sie heimgetragen werden, wird „Püß" genannt und diejenigen, die sich mit dem Graben beschäftigen, gehen „up Graft."

Jeder vollständige Fischer nun („de up't vulle Deel fahrt", denn die Anfänger fahren auch wohl „up't halve Deel, up een Back"), hat „3 Back Want" oder 3 Back Angelschnüre. Jedes Back (Packen?) liegt so lange bis es in der See gebraucht wird auf einem hölzernen Brett (Molle) und besteht aus vier kleineren aneinandergeknüpften Schnüren oder Leinen, von denen jede etwa 300 Fuß lang ist. Jedes Back ist also 1200 Fuß lang und jeder Fischer hat also eine Angelschnur von 3600 Fuß. Da nun an dieser Schnur in Zwischenräumen von 4 Fuß die Angeln (Hooken) hängen, so kommen auf jeden Fischer 900, auf jedes Schiff 2700 Angeln, und da der Köder nur einmal benutzt werden kann, so müssen für jede Schaluppe, so oft sie in See fährt, auch eben so viele, also 2700 Würmer gegraben werden.

In See fährt sie aber, wenn die Witterung es erlaubt, alle Tage, mit Ausnahme natürlich des Sonntags und man

kann daher leicht denken, daß unter günstigen Umständen hier ein lebhaftes Treiben entstehen muß.

Das Dilven der Würmer besorgen meistens die Weiber und wenn nun die Ebbezeit etwas früh einfällt, so müssen sie oft schon in finsterer Nacht hinausziehen, denn die Stelle, wo sie die Würmer in größerer Anzahl finden, ist zuweilen wohl eine kleine Stunde vom Dorfe entfernt. — Eine sehr große Ausdehnung hat diese Stelle eben nicht und sie besteht nur aus dürrem Sande und ist 12 Stunden des Tages mit Wasser bedeckt; dennoch liefert sie einen Ertrag, um den selbst ein fettter Marschboden sie beneiden könnte. Da nämlich 100 Würmer mit 1 ggr bezahlt und täglich etwa 125,000 Würmer dort gegraben werden, so kann man diesen Ertrag für jeden Tag auf etwa 50 ℔ anschlagen. Rechnet man nun, daß durchschnittlich das Jahr hindurch 50 Mal dort gegraben wird, so ergiebt das einen jährlichen Ertrag von 2500 ℔. —

Damit indeß Keiner meine, er habe Kalifornien ganz in der Nähe und er brauche nur hieherkommen und zulangen, erinnern wir noch einmal daran, daß die Würmer eben gedilvt werden müssen. Wer das Dilven aber nicht scheut, der kann überall Gold finden. — Es giebt Zeiten, in denen auch der Fleißigste während der Ebbezeit mit Würmergraben nicht mehr zu verdienen vermag als höchstens 3 bis 4 ggr. — Die Würmer sind nämlich keinesweges jedes Jahr in gleicher Anzahl vorhanden, sondern zuweilen sind sie ziemlich sparsam und selten, eben so wie die s. g. Quappen, die auch wohl als Köder benutzt werden und dann wird die Aufgabe schwierig genug, tagtäglich den erforderlichen Vorrath herbeizuschaffen. Wovon diese verschiedene Fruchtbarkeit abhängt, ob von den mehr oder weniger strengen Wintern, das wagen wir nicht zu entscheiden; genug, sie ist vorhanden und wie man auf dem festen Lande wohl klagen hört über eine schlechte Ernte, so hört man hier nicht selten klagen über Mangel an Würmern, durch die die hiesige Ernte zum Theil bedingt ist. — Die nächste Folge von jenem Mangel ist wenigstens vermehrte Arbeit; der weibliche Theil der Bevölkerung, dem das Dilven vorzugsweise obliegt, ist dann vom Morgen bis zum Abend so beschäftigt, daß in vielen Häusern nicht einmal Mittagsessen gekocht werden kann.

Mit dem Dilven der Würmer ist nämlich so wenig Alles abgemacht, daß dann erst recht die Arbeit beginnt. Die Würmer müssen nun auf die Angeln gesteckt oder gespießt werden und dies Geschäft nennt man „das Eesen". Vor und nach der Operation werden sie in schwarzen Sand (Dandels) getunkt und die Angelschnur so auf die Molle gelegt, daß die Würmer neben einander zu liegen kommen. — Zwei solcher Mollen oder Bretter aufeinandergelegt setzt nun die Dilverin auf den Kopf und geht damit, hoch aufgeschürzt, nach dem Strande hinunter, wenn es heißt, daß die Schiffe, die man schon in der Ferne sehen und erkennen kann, aus See kommen. — Gewöhnlich erwartet man sie am Weststrande und dort liegen in der Regel schon einige Fahrzeuge vor Anker, die Fische kaufen und damit nach der Elbe, Weser oder Ems wollen. In Holland nämlich dürfen wir mit unsern Fischen nicht hinein, oder wenigstens nur gegen schwere Abgaben, obgleich die Holländer mit ihren Fischen unsere Häfen oft genug besuchen; da müssen wir denn sehen, daß wir sie auf den einheimischen Märkten los werden, die uns doch glücklicherweise offen stehen. — Die Schiffe, die Fische kaufen, sind theils hiesige, theils Everschiffe von Finkenwerder und Blankenese. Die Letzteren kaufen indeß gewöhnlich nur im Herbste, wenn sie mit ihren Netzen nicht mehr fischen können, seltener im Frühlinge, weil sie dann selber fischen. Um diese Kaufschiffe herum sammeln sich nun die nach und nach aus der See zurückkehrenden Fischerschaluppen und nun wird, wie man sagt, „der Preis gemacht", der für Alle gilt; was der Eine giebt, muß der Andere auch geben, oder vielmehr zu geben versprechen, denn bezahlt wird erst, wenn die Käufer vom Markte zurückkehren. — Der Preis aber richtet sich nicht bloß nach der Jahreszeit, sondern hauptsächlich nach dem größeren oder geringeren Fange. Es gehen nämlich zuweilen wohl Wochen darüber hin, daß die Fischer nicht in See kommen können und wenn sie in See kommen, dann ist begreiflicherweise der Fang auch nicht immer derselbe. — Im allergünstigsten Falle, der aber nur höchst selten vorkömmt, fängt eine Schaluppe vielleicht 2000 Fische und noch darüber; manche kehrt indeß auch heim, ohne auch nur eine Floßfeder erwischt zu haben: ein Fang von 500 Fischen wird immer schon zu den günstigen gerechnet. — Da wir indeß 67 Schaluppen haben und davon viel-

leicht 60 in See gewesen sind, so bringt, wenn jede durchschnittlich auch nur 500 Fische gefangen hat, das doch schon die erkleckliche Summe von 30,000 Fischen, und wenn diese nun das Hundert zu 5 Fl. holl. verkauft werden, so hat unsere Fischerflotte in einigen wenigen Stunden 1500 Fl. holl. verdient.

Es ist aber immer auch schon ein hoher Preis, wenn das Hundert hier mit 5 Fl. holl. bezahlt wird, obgleich man ihn zuweilen auch wohl bis zu 14—15 Fl. hinauftreibt. Nur zu leicht sinkt er unter 5 Fl. herunter und namentlich im Frühlinge pflegt er immer tiefer zu sinken, bis zuletzt der Verkauf ganz aufhört, was hauptsächlich davon herkömmt, daß die Fische dann so leicht verderben. Da sie nämlich mit Angeln gefangen werden, so sterben sie sogleich an der Verblutung und man kann sie nicht so lange aufbewahren, wie die mit Netzen gefangenen. Für diese hat man bekanntlich in den Schiffen gewisse Vorrichtungen angebracht, in denen sie fortwährend frisches Wasser haben und daher gewöhnlich so lange am Leben bleiben, so lange die Schiffe in See sind. Sobald diese in Süßwasser kommen, pflegen sie auch zu sterben und wir lieben hier die Fische eben nicht, die so nach und nach abstehen.

Doch was kümmern uns die weiter; es ist unsere Aufgabe, unserm geehrten Besuche den Aufenthalt hier angenehm zu machen und darum führen wir ihn nach dem Weststrande, wo sich ein Gemälde entfaltet, dem die Badesaison auch in ihren glänzendsten Tagen kein ähnliches an die Seite zu stellen vermag. — Ein paar hundert Schritte vom Ufer schwimmt eine Flotte von 60 bis 70 Schiffen und hält Markt. Die Käufer, an ihrem etwas größerem Umfange und an ihren lustig flatternden Flaggen kenntlich, liegen unbeweglich und die Verkäufer drängen sich um sie herum. Im Vordergrunde auf dem Strande bewegen sich die allerdings nicht unbetheiligten Zuschauer, meistens Weiber und Kinder, die die frischen Angelschnüre bringen und die den Tag über gebrauchten wieder abholen wollen. — So lange noch gehandelt wird, „der Preis noch nicht gemacht“ ist, so lange ist es noch verhältnißmäßig stille auf den Schiffen; nur hin und wieder watet ein Fischer in seinen langen Seestiefeln ans Land und bringt uns Kunde von der Lage der Dinge. — Endlich aber ist man einig geworden und nun

beginnt ein emsiges Löschen und Laden. Die Fische werden in kleinen, weit geflochtenen Körben (Spoolmantjes) von einem Schiffe in das andere transportirt und sobald die Käufer ihre Ladung haben, lichten sie die Anker und suchen das Weite, während die Verkäufer sich nach der sichern Rhede zurückziehen, um am folgenden Tage, wenn die Witterung es erlaubt, die Arbeit von neuem zu beginnen.

Die Sache sieht übrigens so einladend aus, daß unsern Besuch die Lust anwandelt, einmal eine „Seefahrt" mitzumachen und wir betreten das nächste beste Schiff und melden uns als Passagiere, während die Weiber mit den gebrauchten Angelschnüren zu Hause gehen, um sie von den Würmerresten zu reinigen, was sie „splieten" nennen. Es ist auch das wieder eine Zeit raubende Arbeit, denn jede Angel muß einzeln gereinigt und mit den Fingern abgestreift werden; auch tritt nicht selten der Uebelstand ein, daß die Schnüre in einander gerathen sind. Dann müssen oft die Nachbaren zu Hülfe gerufen werden, um sie wieder aus einander zu knoten, was man „henken" nennt; zuweilen aber ist die Sache so schlimm, daß nichts Anderes übrig bleibt, als es eben so zu machen wie Alexander. — Man muß sich aber um so mehr sputen, weil man auch die Fische zu schneiden und einzusalzen hat, die noch im „Want" stecken. — Alle Fische nämlich, die nicht die Ehre haben, Schellfische zu sein, werden gar nicht von den Angeln genommen und also auch nicht verkauft. Sie gehören sämmtlich dem Dilver und werden eingesalzen und in der Sonne getrocknet, wozu jeder ein Gerüst vor seinem Hause hat. — Später verkauft man sie theilweise und namentlich an die Helgolander, die sie als Köder beim Hummerfange benutzen; die meisten aber werden im Orte selbst roh oder gekocht verspeiset: sie dienen nicht nur als Desert bei den Mahlzeiten, sondern auch wohl als Confect oder dergleichen beim Thee.

Wir aber wollen sie noch erst fangen und haben deshalb eine Fischerschaluppe bestiegen, mit der wir bei Anbruch des Tages hinaussegeln. — Es ist ein heiterer Frühlingsmorgen und die weißen Segel um uns her, die mit uns der See zueilen, erglänzen im Sonnenlichte. Eine frische Briese weht und jedes Fahrzeug hat Gelegenheit, zu zeigen, was es zu leisten vermag. — Ein weißer Streifen zieht sich in einer Entfernung von einer halben Stunde etwa rings um die

Insel: das ist die schäumende Brandung auf dem Riffe. — Sie scheint uns den Eingang in die See versperren zu wollen; aber da und dort hat sie eine kleine schwärzliche Stelle: das sind die engen Thore, durch die wir hindurch schlüpfen. So ganz leicht ist es freilich nicht. Wenn wir nicht ganz vorsichtig sind, so braus't uns wohl die eine und die andere Welle über's Verdeck; aber unsere kleine Schaluppe gehört zu den wehrbaren Fahrzeugen und kann schon einen Stoß aushalten. — Wir sind doch glücklich, wenn auch nicht ganz trocken hindurchgekommen und nun gehts in die See hinein und zwar so weit, daß wir die Insel nur noch eben in Sicht haben. — Da dürfen wir Fische erwarten und die Jagd beginnt deshalb. — Doch nein, so darf eigentlich von dem Fischfange nicht geredet werden, wo er, wie hier, als ein Geschäft betrieben wird. Da betreibt man ihn mit Ernst und auf den Schaluppen, wo noch die gute alte Sitte herrscht, da vergißt man nicht, vor dem Anfange eines jeden Fanges den Hut abzunehmen und sich in Demuth zu beugen vor dem, der das Meer segnet und die Erde. — Während das Schiff nun langsam weiter segelt, wirft einer von den Fischern die zierlich aufgestapelten Angeschnüre (Reepen) nach und nach über Bord und zuletzt auch die daran befestigte Boje oder Tonne. Man nennt das „'t Want scheeten" und sagt von den Schiffen, sie liegen „in Schott". — Wenn das Want „geschossen" ist, so darf man sich nicht allzuweit von der Tonne entfernen, um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, was übrigens bei Nebel oder bei stürmischer Witterung doch noch wohl vorkommt. — Lange braucht das Want nicht zu liegen. Nach einer halben Stunde etwa und auch noch eher kann man es wieder aufziehen oder „halen", was in der Regel leicht genug geht, zuweilen aber auch etwas schwierig ist. Einer zieht es ein, ein Anderer steht geschürzt neben ihm, um die Fische von den Angeln zu reißen und in den Schiffraum zu werfen. — Letzterer hat einen vorne mit Stacheln versehenen Stock neben sich liegen, um die Fische, die die Angel nur durch die vorderen Lippen haben (Lippfische) und die beim Heraufziehen leicht herunterfallen, rasch aufzupicken, ehe sie hinuntersinken. — Jeder muß nun bei der Hand sein, auch der, der beim Steuerruder steht und die gespannte Erwartung läßt den Besuch kaum athmen. Es ist auch wahrlich genug zu sehen,

wenn der Fang einigermaßen günstig ist. Vier bis fünf Fische kann man in der durchsichtigen grünen Fluth oft schon blinken sehen, ehe sie noch an die Oberfläche kommen. Durchgängig sind es Schellfische; mitunter aber erscheint auch eine Scholle, eine Zunge, ein Knurrhahn, ein Hai, aber kein menschenfresserischer, oder auch ein gewaltiger Kabliau. Der „Scholer", (so heißt nämlich der, der die Fische von der Angel reißt, während der, der die Reepe aufzieht, „Haler" genannt wird) kann kaum dagegen scholen und der Besuch weiß kaum, wo er zuerst hinsehen soll. — Das ist eine Pracht mit den Fischen! Wer sie bloß auf den Märkten gesehen hat, kann es kaum glauben, daß sie ursprünglich so hübsch sind. Sie schillern in allen Farben und die dunklen Augen sind so helle und der Schmelz auf den Schuppen ist so blendend und die Formen sind so sauber: während man aber die auf dem Verdecke bewundert, tauchen immer wieder neue auf aus der Tiefe des Meeres. — Der Besuch fürchtet schon, etwas zu übersehen; aber nur Geduld! Die Angelschnüre unsers Schiffes sind ungefähr 12,000 Fuß lang und die Sache ist noch lange nicht vorbei, wenn sie angefangen hat. — Wir haben Zeit genug, Alles gehörig in Augenschein zu nehmen und können den „Haler" auch wohl einmal ablösen, wenn das Halen ihn gar zu sehr ermüdet.

Wie indeß alles ein Ende hat, so auch unsre Angelschnur und wenn wir unsern Fang unter Deck gebracht haben und das letztere wieder sauber abgewaschen ist, so finden wir, daß sich ein gesunder Appetit bei uns eingestellt hat. — Nun, der kann befriedigt werden. Es sind Kartoffeln an Bord und frische Fische und das Wasser, das uns das Meer liefert, ist bereits gesalzen. — Die nöthigen Vorbereitungen sind schnell getroffen und schon nach einer Viertelstunde etwa dringt ein so einladender Duft aus der Kajüte, daß alle andern Sinne, außer dem des Geruchs, zu feiern beginnen. — Und mit welchem Eifer lagert sich dann die Gesellschaft um die dampfende Schüssel, die der Koch aufs Verdeck stellt und wie bequem findet man es, so nach morgenländischer Weise zu speisen, ohne Stuhl und Sessel! — Und wie delicibs sind die frischen Schellfische! Nein, davon hatte man doch keine Ahnung, so lange man ihre Bekanntschaft erst dann zu machen pflegte, wenn sie sich schon einige Tage auf

dem festen Lande herumgetrieben hatten und schon etwas anrüchig geworden waren! — Die Gesellschaft wundert sich über sich selber, daß sie so erstaunliches Material zu vertilgen vermag und das Land ist uns schon ziemlich nahe gerückt, wenn endlich die Tafel aufgehoben wird. — Daß die Brandung uns wieder den Weg zu verlegen sucht, wie beim Aussegeln, das läßt sich leicht denken; aber wir schlüpfen glücklich wieder durch und der Besuch hat nicht übel Lust, die Fahrt schon in den nächsten Tagen zu wiederholen.

Dazu hat er nun Gelegenheit genug, denn das Fischen dauert fort bis etwa Mitte Juni. Dann pflegt man es einzustellen, weil dann nicht nur die Fische seltener werden, sondern auch bald früher, bald später die Witterung so warm geworden ist, daß man die Ladung kaum bis zum folgenden Tage vor dem Verderben sichern kann. Zudem muß dann auch die Mehrzahl der hiesigen Einwohner für die bevorstehende Badezeit allerhand Vorkehrungen treffen und mit diesen Zurüstungen beginnt für die Insel abermals ein neuer Lebensabschnitt.

Bevor wir aber diesen zu schildern versuchen, wollen wir über den vorhergegangenen, die s. g. Fischeltied, noch einige Bemerkungen uns erlauben.

Aus unserer bisherigen Darstellung hat sich ergeben, daß das Fischergewerbe mitunter sehr erträglich sein kann, wie es denn ja auch den Hauptnahrungszweig der hiesigen Einwohner bildet. Es steckt ein Betriebscapital von 50—60,000 ₰ darin und der Bruttoertrag davon darf in günstigen Jahren vielleicht zu 50,000 Fl. holl. veranschlagt werden. — Für den Einzelnen freilich, der dabei betheiligt ist, ergiebt das noch keinen bedeutenden Gewinn und der Fischermann wird hier gewöhnlich und nicht ganz mit Unrecht der arme Fischermann genannt. Es liegt das nach unserer Ansicht zum Theil auch daran, daß der Fischfang nicht so ausgebeutet wird, wie er vielleicht ausgebeutet werden könnte. — Zuweilen nämlich hat man die Fische so in Ueberfluß, daß man nicht recht weiß, was man damit anfangen soll. Soll man sie einsalzen, trocknen, räuchern? — Dazu wäre noch wohl Rath, wie es denn auch nicht selten wirklich geschieht; aber es fehlt an Absatz. Was man im Herbste an gesalzenen Fischen verkauft, ist kaum nennenswerth; es scheint fast, als ob man auf dem festen Lande ein Vorurtheil dagegen habe.

Und doch essen diejenigen, die es nur versuchen, die gesalzenen Fische gewöhnlich lieber noch als frische und gesunder und nahrhafter scheinen sie uns auch zu sein, wie sie denn zuverlässig besser sättigen. — Da meinen wir nun, als könne man durch einige kaufmännische Anstrengungen der Sache doch wohl eine andere Wendung geben und als müsse der Versuch gelingen, die gesalzenen Fische zu einem Handelsartikel zu machen, wenn man nur nicht durch den ersten nicht ganz günstigen Erfolg sich sogleich abschrecken ließe. Es würde das nicht bloß den hiesigen Einwohnern Geld eintragen, als worauf wir noch kein besonders großes Gewicht legen, sondern es würde das auch die Summe gesunder und wohlfeiler Nahrungsmittel vermehren und zwar durch Aufwendung einer Kraft, die sonst gar nicht benutzt wird. Unsere Fischer nämlich feiern häufig nur, weil man ihre Fische nicht haben will und man will sie nicht haben, weil man sie für den Augenblick nicht benutzen kann, weil sie in Ueberfluß vorhanden sind. Gut das; aber könnte man sie nicht aufspeichern für Tage des Mangels? — Hungers braucht der gerade nicht zu sterben, der noch einen getrockneten oder gesalzenen Fisch hat; fehlt es doch sogar nicht an Beispielen, daß sich Menschen auf den Inseln wochenlang von Muscheln ernährt haben. — Ja, und können auch die Fische das Brot keineswegs ersetzen, sie können doch eine nicht ganz verächtliche Zuthat bilden, etwa an die Stelle des Fleisches treten, wie das in früheren Zeiten denn auch so sehr hier der Fall war, daß den älteren Einwohnern der Genuß von Fleisch noch immer gleichbedeutend ist mit Schnopen (Naschen).

Wollte man übrigens einwenden, daß wenn das Alles wahr sei, sich der von uns vermißte Handel schon von selbst würde gebildet haben, so meinen wir, auch abgesehen von der innern Unhaltbarkeit dieses Einwandes, die Sachlage sei durch die seit einigen Jahren so sehr vereinfachten und dadurch wohlfeiler gewordenen Transportmittel eine ganz andere geworden. — „Die See ist reich" lautet hier das Sprüchwort und Manche deuten dasselbe so, als werde damit auf die Schiffe hingewiesen, die mit reichen Ladungen darin versunken seien. Eine solche Deutung können wir aber kaum anders als läppisch nennen; nein die See ist reich durch sich selbst, nicht durch fremde in sie hineingetragene Schätze, die noch dazu kaum Schätze zu nennen sind und zwar ist sie

reich an Lebensmitteln. — So viele Gäste sie auch schon sättigt, sie könnte noch eben so viel und mehr sättigen, wenn man nur Platz nehmen wollte an ihrem Tische, wenn die entfernt Stehenden sich nur herandrängen wollten.

Nun, daß es mit der Zeit dahin kommen werde, das ist freilich mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusehen und dadurch werden denn auch manche Veränderungen in den hiesigen Verhältnissen eintreten. Man wird nicht nur größere Schiffe bauen, als jetzt, mit denen man länger „See halten“ kann, sondern man wird sich dann auch schwerlich mit dem Fischfange auf die jetzige Zeit beschränken; auch die Saison möchte dann durch die Annehmlichkeit reicher werden, daß die Badegäste Zuschauer einer Thätigkeit sein könnten, der man gewiß Unrecht thäte, wenn man sie nicht zu den interessanten zählen wollte.

Jetzt müssen sie ein solches Schauspiel entbehren, denn meistens schon ein paar Wochen vor dem Anfange der Saison hört der Fischfang aus den schon oben angegebenen Gründen ganz auf und es beginnt eine Thätigkeit, der man es ohne Mühe ansehen kann, daß sie eine vorbereitende sein soll. Wir treten in eine Uebergangsperiode und es ist, als ob das ganze Dorf sich mausern wolle. Da wird gewaschen und geputzt und gehämmert und geklopft, da wird gerieben und gescheuert und gefärbt und geglättet, daß man aus Besorgniß, in den allgemeinen Säuberungs- und Reinigungsproceß mit hineingezogen zu werden, sich kaum auf die Straße wagt. Es ist da auch schon voll genug und die Gesellschaft hat ein etwas unheimliches Ansehen: Stühle, auf denen Niemand sitzt und Betten, in denen Niemand liegt und Tische, auf denen Nichts steht. Dazu scheint Alles eine Stellung zu haben, die vielleicht Verwunderung ausdrücken soll über die ungewohnte Umgebung oder Staunen darüber, was man denn eigentlich vorhabe und beabsichtige. Dort hat sich ein Stuhl in den Rücken gelehnt und streckt tastend das eine Bein vor, hier bäumt sich ein Tisch hoch in die Höhe, um auf Alles gefaßt zu sein und Alles übersehen zu können; der Besen in der Ecke aber scheint ruhig und wie mit übereinander geschlagenen Armen die Zeit zu erwarten, wo er über das Gesindel herfallen und ihm den Kopf waschen kann. Ein Fremder würde vielleicht anfangs glauben, der erste Mai habe sich hier nur verspätet und die ganze Ein-

wohnerschaft sei auf dem Umzuge begriffen; bei der unbefangenen Heiterkeit indeß, womit Alles betrieben wird, müßte er bald von seinem Irrthume zurückkommen. Wir haben hier glücklicherweise weder einen frühen, noch einen verspäteten ersten Mai, insofern darunter der anderwärts so gefürchtete Umzugstag verstanden wird, indem fast Jeder sein eigenes Haus oder Häuschen hat; höchstens ziehen die Bewohner gegen die Badezeit aus einer Stube in die andere, gewöhnlich in ein kleines Hintergebäude, um den Badegästen Platz zu machen. — Die müssen aber erst kommen und wenn daher Alles gesäubert und geordnet ist, so tritt eine erwartungsvolle Stille ein. Wenn Briefe mit Logisbestellungen eintreffen, so verbreitet sich die Kunde davon wie ein Lauffeuer durchs ganze Dorf und ein Nachbar erzählt, natürlich ganz ohne Neid und Mißgunst, dem andern, daß da und dort schon ganze Häuser in Beschlag genommen sind. Gerüchte von der Ankunft hoher Badegäste tauchen auf und verschwinden wieder und es fehlt in Beziehung auf die Zukunft weder an Optimisten noch an Pessimisten. — So kommen die letzten Tage des Juni heran und nun sieht man wenigstens den Vortrab des erwarteten Heeres einrücken: Köche und Köchinnen, Kellner und Stubenmädchen, Pfeifer und Musikanten, Hausirer und Budeninhaber. Nicht nur das Conversationshaus bevölkert sich, sondern auch der Marktplatz vor demselben, auf welchem letzteren eine Reihe von Buden ersteht, in denen die lockendsten Waaren feilgeboten werden. — Auch der Strand verändert sein Ansehen. Die Badekarren werden dort aufgefahren und die Badehäuser aufgebaut: es fehlen nur noch die Badegäste, denn die einzelnen wenigen, die schon vor dem Anfange der Saison eingetroffen sind, können doch kaum in Anschlag gebracht werden. Da verkünden die Flaggen, die auf den hervorragendsten Gebäuden aufgezogen werden, daß der 1. Juli ins Land gekommen ist und nun ist es nicht selten, als ob man sich drängen müsse, um noch einen Platz zu gewinnen: die Saison beginnt.

Das Wasser verbindet bekanntlich, und obwohl wir auf einer Insel leben, sind wir doch so wenig insulirt oder isolirt, daß die Badegäste nicht nur aus, sondern auch von allen Weltgegenden her zu uns kommen können. — Oder auch nicht; denn je näher man der Insel rückt, desto unnahbarer

wird sie. Man kann weder zu allen Zeiten dort landen, noch auf allen Seiten und die rings sich erhebende Fluth von Badegästen hat sich schon, noch ehe sie ihr Ziel erreicht, in vier Hauptströme getheilt, in denen sie sich nun über die Insel ergießt.

Der erste dieser Ströme und wohl der bedeutendste von allen geht über Norden und den Norddeich. — Norden nämlich ist ein Landstädtchen unweit der Küste, das man bei heiterer Luft von hier aus deutlich liegen sehen kann, und unter Norddeich versteht man am Deiche, der Ostfriesland umgürtet und es gegen die Meereswogen schützt, schlechthin die Stelle, wo während der Badezeit tagtäglich das hiesige Fährschiff landet. — Es ist diese Stelle etwa 1 Meile von hier entfernt und diese Strecke wird bei einigermaßen günstigem Winde in 1 bis 1½ Stunden zurückgelegt. Für den einen und den andern Leser wird freilich die Bemerkung nöthig sein, daß dies nur zur Zeit der Fluth geschehen kann und daß folglich die Abfahrt sowohl von hier wie vom Norddeiche sich täglich fast um 1 Stunde verspätet. Ein paar Stunden nämlich vor der höchsten Fluth fährt das Fährschiff, das zur Aufnahme von Passagieren mit einer bequemen Cajüte versehen ist, von hier nach dem Norddeiche ab und mit dem Eintritte der Ebbe verläßt es wieder den Norddeich, wo der Ankerplatz desselben schon nach einigen Stunden wieder trockenes Land ist. Es wird demnach auf seiner Fahrt zwar durch die Strömung begünstigt, muß sich nun aber auch nach derselben richten und da die Ebbe und deshalb auch die Fluth bekanntlich täglich fast um eine Stunde später eintritt, so ist auch das Fährschiff genöthigt, sich dieser Ordnung zu fügen. — Eben deshalb auch der Omnibus, der die Passagiere von Norden nach dem eine halbe Stunde entfernten Norddeiche bringt und der täglich eine Stunde vor der Abfahrt des Fährschiffes vom Schaumburg'schen Gasthofe in Norden abfährt. Auch dieser fährt täglich eine Stunde später ab und das Eine wie das Andere wird von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, so daß man es sich nur selber zuzuschreiben hat, wenn man vielleicht etwas „zu spät" am Norddeiche eintrifft; denn freilich etwas zu spät ist viel zu spät. Ist das Fährschiff einmal abgefahren, es kehrt nicht wieder um und ein Extraschiff ist auch nicht zu haben. — Man muß dann bis zum fol-

genden Tage warten und hat bloß das Vergnügen, vom Norddeiche aus dem Fährschiffe nachsehen zu können, wie es mit vollen Segeln der Insel zusteuert, die man von hier aus deutlich liegen sehen und worauf man selbst die einzelnen Gebäude unterscheiden kann. — Bis unmittelbar an das Dorf kann übrigens das Fährschiff nicht kommen, sondern nur bis auf die Rhede, die etwa 10 Minuten vom Dorfe entfernt ist und von wo die Passagiere, deren Annäherung der Fährschiffer schon von weitem durch das Aufziehen einer Flagge signalisirt hat, auf bequemen, besonders dazu eingerichteten Wagen abgeholt werden. Diese Wagen können sie vom Schiffe aus besteigen, denn die Stelle, wo das letztere angelegt hat, ist so wenig abschüssig, daß man unbesorgt in das Wasser hinein und an das Schiff fahren kann. — Rasch geht es nun dem Dorfe zu, dessen Häuser, namentlich auch von der Rhede aus, ein fast städtisches Ansehen haben, bis vor das Conversationshaus, wo die Passagiere absteigen und sich gewöhnlich sogleich nach allen Seiten hin zerstreuen, da die meisten sich schon vor ihrer Ankunft ein Unterkommen zu sichern gewußt haben. Diejenigen, die es vorziehen, sich persönlich darnach umzusehen, finden nicht nur den Badecommissair, den Badeverwalter und den Vogt in der Nähe, wenn sie Erkundigungen einziehen wollen, sondern es stehen auch s. g. Ordonnanzen bereit, um sie überall herumzuführen und da gewöhnlich Stuben genug offen sind, so können auch sie leicht ihren Zweck erreichen. — Trifft wenigstens die Ankunft des Fährschiffes mit der eines Dampfschiffes nicht zusammen, so sind auch in der frequentesten Zeit die Gäste, die mit dem ersteren kamen, bereits längst untergebracht, wenn der zweite der täglich sich ergießenden Hauptströme zu fließen beginnt.

Damit meinen wir den, der ebenfalls über den Deich hieher kommt, aber nicht nur an einer andern Stelle, nämlich bei Hilgenriedersiehl, sondern auch zu einer andern Zeit, nämlich bei niedrigstem Wasser, der eben deshalb aber auch nicht zu Schiffe über das Wasser hieher gelangt, sondern zu Wagen durch das Wasser, oder, wie man sagt, „über Watt."

Es ist nemlich schon irgendwo bemerkt worden, daß der Raum zwischen der Insel und dem festen Lande Watt heißt, wahrscheinlich, weil das Wasser sich dort regelmäßig so ver=

läuft, daß man hindurchwaten kann. Ueberall kann das freilich nicht geschehen, denn das Wasser hat sich hin und wieder auch wohl ein tieferes Bette gewühlt; es giebt aber Stellen, wo es ganz vortrefflich geht und hier bei Nordernei namentlich ist das Watt ganz ausgezeichnet. Es läßt ein solches Watt sich etwa vergleichen mit einer Fuhrt in einem Flusse, und ist wahrscheinlich deshalb nicht so genannt worden, weil es den Insulanern in früheren Zeiten an allem Fuhrwerke mangelte und sie sich mit höchst eigenen Beinen in's Wasser hineinwagen mußten. Das brauchen die geehrten Badegäste natürlich nicht. Wer nicht seinen eigenen Wagen hat, kann täglich mit der Post fahren, und wer das etwa zum ersten Male thut, der wird gestehen müssen, daß er schon langweiligere und weniger unterhaltende Fahrten gemacht hat.

Der Punkt, wo man über den Norddeich in's Watt hineinfährt, hat seinen Namen Hilgenriedersiehl von einem kleinen hier befindlichen Siehle (Schleuse) der zur Abwässerung dient und ist etwa 1 Stunde von dem Flecken Hage und 2 Stunden von Norden entfernt. Woher auch die Reisenden gekommen sein mögen; wenn sie zu Wagen nach Nordernei wollen, hier müssen sie zusammentreffen: „es führt kein anderer Weg nach Küßnacht" und der Raum vor dem am Fuße des Deiches liegenden Wirthshause pflegt sich daher gegen die Zeit, daß durchgefahren werden kann, mit Fuhrwerken aller Art anzufüllen. — Da das Wasser bald langsamer bald rascher fällt, so ist es gerathen, sich frühzeitig genug einzufinden, und die Fremden thun am Besten, sich denen anzuschließen, die mit dem Wege schon bekannt sind, und wenigstens nicht später als diese abzufahren. Eine frühere Abfahrt dürfen sie sich schon eher erlauben, und wenn sie ganz sicher gehen wollen, so können sie den von der Regierung angestellten Wattvogt voranreiten lassen. Gewöhnlich übrigens bricht die ganze Carawane zu gleicher Zeit auf und bei heiterer Luft kann man es von der Insel aus mit einem guten Fernrohre deutlich sehen, wenn sie sich wie eine Schlange über den Deich windet, indem die Entfernung von dort bis hier etwa 2 bis 2 ½ Stunden betragen mag. Eine kleine Strecke läuft der Weg noch neben dem Deiche her, dann aber biegt er in einen scharfen Winkel gegen Norden und nimmt seine Richtung geradezu auf die Insel, die man in der Ferne mit ihren weißen Dünen liegen sieht, von der man aber freilich noch durch ein breites Wasser

getrennt ist. Sogleich braucht man sich in das Wasser nicht hineinzuwagen, denn das bereits angeschwemmte Land oder der Polder ist hier ziemlich breit und man fährt noch eine ziemliche Strecke auf einem Steindamm. Endlich aber hört auch dieser Damm auf und das Wasser beginnt. Indeß, nur nicht ängstlich: man überzeugt sich bald, daß es so gefährlich nicht ist, wie es aus der Ferne zu sein schien. Bei gewöhnlichem Wetter reicht es auch an den tiefsten Stellen kaum an die Wagenachse und dabei ist es so durchsichtig, daß man die Fische darin schwimmen sehen kann und der Boden ist so fest, daß auch der schwerste Wagen kaum eine Spur zurückläßt. Zudem ist der Weg durch Sträucher, die in geringen Entfernungen von einander stehen (Baaken), so deutlich bezeichnet, daß auch der Unkundigste sich leicht zurechtfinden kann. Die anfängliche Besorgniß, womit der Eine und der Andere dieser Fahrt doch immer entgegensieht, löst sich deshalb bald in Behagen auf, und auch der Aengstlichste achtet kaum noch auf die durch das Wasser plätschernden Pferde und auf den Weg selber, sondern richtet seine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, die den letzteren umgeben und von denen der Eine und der Andere allerdings auffallend genug für ihn ist. Da und dort Weidenzäune, die man auf seine Erkundigung „Aggen" nennt, über die das Wasser während der Fluth hoch hinweggehe und hinter denen man nun bei sinkendem Wasser Schollen und Heringe auffange. Hüben und drüben Schaaren von Seevögeln, die in dem seichten Wasser herumstelzen und sich ihre Nahrung suchen. Diesseits und jenseits oder auch mitten auf dem Wege Schiffe, die „mit dem Kiele ankern" und von denen man kaum glauben sollte, daß sie schon nach wenigen Stunden wieder von den Wellen getragen werden. In der Ferne nicht nur Nordernei, sondern auch die Insel Baltrum und hinter ihnen das Meer, das man von hier aus allerdings kaum sehen, aber desto besser hören kann. Dazu die wohlthuende frische Seeluft, die man so behaglich einschlürft, wenn man so eben noch in der Schwüle des festen Landes kaum aufathmen konnte: in der That, man bedauert es fast, wenn das Wasser aufhört und das trockene Land wieder beginnt. Immer freilich ist das nicht der Fall. Bei stürmischer Witterung, im Frühlinge und Herbste, wenn man nur noch mit genauer Noth, wie man sagt, durchfahren kann, denn zuweilen ist es auch ganz unmöglich, müssen wir wohl auf die Wagen-

sitze hinaufsteigen, um uns vor den Wellen zu retten, und dann hat die Behaglichkeit des Wasserfahrens allerdings ein Ende. Dann freuen wir uns vielmehr, wenn wir durch das Wasser hindurch sind und uns wieder zurechtsetzen können; so rücksichtslos indeß sind wir nicht, daß wir auch den Badegästen solche Kunststücke zumutheten. Die lassen wir es vielmehr, wie gesagt, fast bedauern, wenn sie das Ufer des Meeres erreichen, das hier auf der Südseite der Insel nicht Strand, sondern Haff oder Heff heißt. Der Boden ist hier übrigens fast eben so fest, als im Watt; leicht rollt der Wagen über die ebene Fläche hinweg, auf der man rechts die Dünen, links das Wasser hat, und nach einer kleinen Stunde ist man am Dorfe. Der Punkt nämlich, wo der Wattweg mündet, ist etwa die Mitte der Insel und das Dorf liegt bekanntlich auf der westlichsten Spitze derselben.

Nun, es wird uns nicht schwer, auch diesem Strome ein bequemes Bett zu graben, da er nicht auf einmal sehr stark anschwillt, sondern nur dadurch bedeutend ist, daß er fast ununterbrochen fließt; schwieriger wird uns das aber schon bei dem dritten dieser Ströme, nemlich bei demjenigen, den die Gäste bilden, deren Hieherkunft das Bremer Dampfschiff vermittelt. Dasselbe fährt zweimal die Woche, oder wenigstens jeden vierten Tag, von Bremen oder Bremerhafen hieher und setzt zuweilen auf einmal mehr als hundert Passagiere an's Land. Es benutzen nemlich nicht nur viele Bremer die Gelegenheit, um nach der Insel zu kommen, sondern da die Eisenbahn, die von allen Weltgegenden her die Reisenden nach Bremen führt, hier ihr Ende erreicht, so ziehen auch manche andere Badegäste die Reise zu Wasser der zu Lande vor, zumal die erstere, wenn sie auch kaum rascher und weniger kostspielig ist, als die letztere, für Viele dadurch ein besonderes Interesse hat, daß sie noch keine Seereise gemacht haben. Besondere Abenteuer und Gefahren freilich erleben sie auf dieser Reise kaum und bringen es sogar selten zu einer nennenswerthen Seekrankheit, da das Schiff wegen seines geringen Tiefganges gewöhnlich nur „über Watt" und nicht „durch See" fährt. Nichtsdestoweniger kann man sich auch so schon eine hinlängliche Vorstellung von einer Seefahrt machen und hat dabei das angenehme Gefühl, daß man auf diese Weise mancher Unannehmlichkeit überhoben ist und selbst manche Gefahr vermeidet, der man auf der See ausgesetzt sein könnte. Muß man sich bei dieser Wattfahrt nun

aber auch immerhin nach der Fluth richten, so wird die Reise doch in der Regel in 12 bis 14 Stunden zurückgelegt, und da die Abfahrtsstunde des Dampfschiffes durch die öffentlichen Blätter bekannt ist, so pflegt die hiesige schaulustige Welt sich 12 Stunden nachher an solchen Punkten zu versammeln, wo man eine weite Aussicht hat, um dort dem Schiffe entgegenzusehen und so wie es näher kommt, über die Zahl der darauf befindlichen Passagiere in allerhand Vermuthungen sich zu ergehen. Es ist das Letztere um desto verlockender, da selbst die besten Fernröhre die Sache zweifelhaft lassen und sie auch dann noch ungewiß bleibt, wenn der Dampfer endlich auf der Rhede vor Anker geht und die kleinen Fischerschaluppen ihre Segel aufspannen und sich ihm zu nähern suchen. Da nemlich das Dampfschiff auf so tiefem Wasser liegen bleiben muß, daß die Wagen nicht an dasselbe heranfahren können, so müssen die Passagiere es sich gefallen lassen, von den Schaluppen ein paar hundert Schritte weit nach dem Punkte gefahren zu werden, wo die Wagen ihrer warten. Auf denen geht es nun im raschen Trabe nach dem Dorfe, an dessen Eingange eine rauschende Musik die neuen Ankömmlinge empfängt und wo diese ihre schon früher eingetroffenen Freunde und Bekannte schwerlich vergebens suchen. Jeder aber beeilt sich, sie zurechtzuweisen und ihnen die nöthige Auskunft zu geben, so daß, mag ihre Zahl auch noch so groß sein, man doch schon nach kurzer Zeit schwerlich noch einen Gast antrifft, der noch kein Unterkommen gefunden hätte; er möchte denn zu denen gehören, die nur dann zum Entschlusse kommen, wenn ihnen keine Wahl bleibt. Wer sich in die Umstände zu schicken weiß, vermag auch kleinen Unbequemlichkeiten wohl eine freundliche Seite abzugewinnen: die Insel hat auch für die Gäste noch immer Raum gehabt, die das Bremer Dampfschiff ihr zuführt, geschweige denn für diejenigen, die mit dem Leer-Emder-Delfsiehler Dampfschiff hier ankommen und die den vierten und letzten Hauptstrom bilden.

Auch dies Dampfschiff fährt während der Badezeit zweimal die Woche von Leer über Emden und Delfsiehl hieher und bringt uns nicht nur die speciellen Landsleute aus Ostfriesland, unsere leiblichen Brüder, sondern auch die geehrten Vettern aus Holland, an denen nur das auszusetzen ist, daß ihrer immer noch so wenige sind. Die Holländer gehören hier nemlich zu den gerngesehenen Gästen, und es sind gewiß nur

wenige, denen man ein freundlicheres und herzlicheres Willkommen bietet. Wer nur irgend dazu beizutragen vermag, sucht ihnen den Aufenthalt hier angenehm zu machen, und es kommt das keineswegs daher, daß sie etwa viel aufwenden. Es sind eben Blutsverwandte, mit denen man nicht gerade an demselben Orte wohnt und die nun bei dem kurzen Besuche, den sie machen, so viele liebenswürdige Seiten hervorkehren, daß man Maßregeln ergreifen möchte, sie dauernd zu fesseln. Man hofft deshalb auch, daß das Dampfschiff ihrer immer mehr bringen werde und daß man schon um ihretwillen es gerathen findet, dasselbe noch häufiger als bisher fahren zu lassen, was wahrscheinlich doch zur Nothwendigkeit wird, wenn die jetzt im Bau begriffene Westbahn erst vollendet ist.

Wie häufig es aber auch kommen und wie viele Gäste es auch bringen möge, an Raum wird es den Letzteren schwerlich fehlen, denn das Dorf vergrößert sich alljährlich um mehre Häuser, und haben wir den Besuch nur erst behaglich untergebracht, dann wird es uns, meinen wir, auch leicht genug werden, den Wunsch, bald wieder fortzukommen, von ihm ferne zu halten.

Es will uns nemlich scheinen, als ob das hiesige Leben auch während der Badezeit wohl im Stande sei, nicht gar zu unbescheidenen Ansprüchen zu genügen, und wenn wir dasselbe jetzt näher zu schildern versuchen und es uns zu dem Ende in seiner Gesammtheit vergegenwärtigen, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß es nur einer gewandteren Feder als der unsrigen bedurfte, um diese Schilderung zu einer höchst anziehenden zu machen. — Einer solchen Feder oder demjenigen, der sie führt, möchte es namentlich auch so schwer nicht werden, wie uns, gerade die interessantesten Punkte hervorzuheben und in den Vordergrund zu stellen, um dieselben her die minder interessanten zu gruppiren und sie den ersteren gleichsam zur Folie dienen zu lassen. Wir fühlen es wohl, wie sehr die Schilderung dadurch gewinnen würde, wagen es aber kaum, auch nur den Versuch dazu zu machen. Wir befolgen vielmehr die Göthe'sche Regel, daß wir „herzhaft in's volle Leben hineingreifen" und es dem Zuschauer überlassen, sich das Interessanteste von dem, was wir „packen", selbst herauszusuchen. Um aber doch wenigstens einige Ordnung in unsern „kühnen Griff" hineinzubringen, wollen wir mit dem Daguerreotyp-Apparat hinter einem Badegaste hergehen, der in den ersten

Tagen des Juli etwa mit dem Vorsatze hier angekommen ist, nicht nur die ganze Saison hier auszuhalten, sondern sich auch, was man sagt, Nichts entgehen zu lassen.

Untergebracht hat er sich bald, denn es stehen Zimmer in reichlicher Auswahl offen, und wenn ihm eine wöchentliche Miethe von 5 bis 6 ₰ zu theuer ist, so kann er auch billiger wohnen, für 1 ₰ die Woche und noch weniger. Daß ihm nicht zu viel abgefordert wird, davon ist er durch die von der Regierung festgestellte Taxe gesichert, über die kein Vermiether bei namhafter Strafe hinausgehen darf. Eine Stube aber, die 4 bis 5 ₰ kostet, ist schon ziemlich comfortable eingerichtet, hat nicht nur die nöthigen Tische und Stühle, sondern auch ein Sopha und einen Schrank nebst Commode und die Schlafstube ein gutes Bette mit Seegras- oder Pferdehaarmatratzen. Das nöthige Geschirr, wenn er sich den Kaffee selbst kochen und den Thee selbst machen will, liefert ihm der Hauswirth, so wie dieser auf Verlangen auch Alles besorgt, was zu einem nicht gar zu opulenten Morgen- und Abendbrote erforderlich ist, und er hat sich, seiner täglich wiederkehrenden leiblichen Bedürfnisse wegen, fast nur noch zu fragen, wo und wie er zu Mittag speisen wolle. Zieht er es vor, sich das Essen holen zu lassen, so kann er sich an das Conversationshaus oder auch an einen der hiesigen Gastwirthe wenden, und auch das steht ihm frei, den einen Tag ganz frugal zu leben und sich mit einer Portion für 5 Sgr. (Suppe, Gemüse und Fleisch) zu begnügen, den andern Tag aber mit dem Bürgermeister zu rivalisiren und sich bei einem Diner niederzulassen, das 14 ggr kostet. Ist es ihm angenehm, in Gesellschaft zu speisen, nicht nur im Conversationshause, sondern auch in den Gasthöfen ist täglich table d'hôte und da die Preise hier und dort verschieden sind, so kann er nicht nur auf die Gesellschaft, sondern auch auf seinen Geldbeutel die nöthige Rücksicht nehmen. Auch für das Abendessen ist die nöthige Vorsorge getroffen, indem im Conversationshause nach der Karte gespeiset wird und — doch, wir greifen uns vor. Wir haben den Badegast und dessen Sachen, die, sofern er nicht aus dem Steuervereine ist, nicht einmal visitirt, geschweige denn besteuert werden, erst glücklich untergebracht und wollen den von der Reise Ermüdeten vorläufig der Ruhe überlassen.

Es schläft sich gar gut hier in der Nähe, oder, wenn man will, am Busen des Vaters Oceanus, der so gemüthlich rauscht

und brauset, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, er singe ein Schlummerlied an der Wiege seiner Kinder und der Badegast wundert sich nicht wenig, daß es schon so spät ist, wenn er am andern Morgen durch das Ständchen geweckt wird, das ihm die während der Badezeit hier weilenden Prager Musikanten bringen.

Möglicherweise ist die Badezeit, die sich hier nach der Fluth richtet und etwa 3 Stunden vor dem höchsten Wasser beginnt, heute etwas früh, und er kann daher, wenn er höchstens eine Tasse Kaffee getrunken, sich sogleich selbst überzeugen, daß man das Seebad noch immer nicht genug gerühmt hat. Die nöthigen Vorschriften hat er vielleicht schon von seinem Hausarzte erhalten, oder er hat, wenn er ganz vorsichtig gehen will, bei einem der hiesigen Aerzte Erkundigungen eingezogen; trifft er aber irgend einen Bekannten, der schon öfter gebadet hat, so unterläßt der kaum, ihm wiederholt die Regel einzuschärfen, ja nicht zu lange im Wasser zu bleiben und namentlich nicht zum ersten Male. — Er muß aber fast einen Bekannten treffen, zumal wenn die Saison schon etwas vorgerückt ist, denn sie sind gar zu zahlreich die badelustigen Schaaren, die von allen Seiten nach dem Strande eilen, wenn das lustig flatternde Fähnlein dort das Signal gegeben hat, daß das Baden beginnen kann. Zu einer längeren Unterhaltung freilich fehlt es an Zeit. Der Badestrand, sowohl für die Herren als für die Damen, ist vom Dorfe aus nach einigen hundert Schritten erreicht, und wenn man nun von den Dünen herabsteigt und den erquickenden Luftstrom einathmet, der von der See herüberstreicht und die gewaltigen Wellen gewahret, die sich wie muthige Rosse gegen den Strand aufbäumen und dann schäumend niederstürzen, dann mag es doch nur Wenige geben, die unter solchen Eindrücken zu einer geläufigen Conversation noch die nöthige Ruhe und Besonnenheit behalten. Am Strande und in der Nähe der langen Reihe von Badekutschen ist ein lebhaftes Gewühl. Die Schaar der Badegäste mehrt sich zusehends, und die an ihrer luftigen Kleidung leicht kenntlichen Badeknechte eilen geschäftig hin und her. Unser Gast indeß findet sich bald zurecht. Bei dem Manne dort, der den Tisch vor sich stehen hat, muß er das im Conversationshause gekaufte Badebillet abgeben, und wenn nun eine Kutsche leer ist, so huckt ihn einer der Badeknechte auf und trägt ihn ein paar Schritte durch das Wasser in dieselbe hinein.

Sie ist mehr als geräumig genug, um sich bequem darin aus- und ankleiden zu können, hat die nöthigen Sachen zur Toilette, als Stiefelknecht, Spiegel ꝛc. und ihre Fenster kann er nach Belieben auf- und niederlassen.

Unser Gast hat aber kaum Zeit, sich Alles gehörig anzusehen. Es drängt ihn, hinauszustürmen in die wogende See, und wenn es ihm anfangs fast den Athem versetzt, wenn die schäumende Welle über ihn hinwegbrauset, die er nach altbewährter Baderegel mit vorgehaltenem Kopfe erwartet hat, bald wird ihm der Kampf mit dem gewaltigen Elemente zu einem lustigen Spiel, und nur ungern erinnert er sich daran, daß er des Guten nicht zu viel thun darf. In der Badekutsche aber wird es ihm auch sogleich äußerst behaglich, wenn er sich nur erst abgetrocknet hat und anfängt, sich anzukleiden. Er fühlt eine wohlthätige Wärme durch den Körper strömen, und es ist ihm fast, als habe er sich um einige Jahre verjüngt und als sei er stärker geworden, als er je gewesen. — Mit vollen Zügen trinkt er die Luft, die durch die geöffneten Fenster hereinströmt, und beneidet fast die Glücklichen, die sich noch im Bade tummeln und denen er mit Muße zuschauen kann, da die Badetoilette doch eben keine besondere Aufmerksamkeit erfordert. Das Schauspiel ist unterhaltend genug. Neben einem rüstigen Kämpfer, der „wie ein Fels im Ungewitter" sicheren Fußes die heranstürmende Woge erwartet, um sie an seiner kühnen Brust zerschellen zu lassen, erblickt man einen weniger herzhaften Burschen, der sich unter den kräftigen Händen eines Badeknechtes sträubt und sperrt und dessen retrograde Bewegungen keinesweges darauf hindeuten, daß er mit dem feuchten Elemente in nähere Berührung zu kommen wünscht. Die verzweiflungsvollen Anstrengungen indeß, die er macht, haben kaum einen andern Erfolg, als daß er zuweilen Salzwasser schlucken muß, und endlich ergiebt er sich in sein Schicksal und nun wird es auch ihm behaglich im Meere und auch er läßt sich nur ungern durch seinen Wärter daran erinnern, daß er nicht länger darin weilen darf. Es warten ja auch andere Badelustige darauf, daß eine Kutsche leer wird, und unser Gast zieht deshalb die in der Kutsche angebrachte Klingel, um sich von einem Badeknechte heraustragen zu lassen. Er muß ja auch die Kraft versuchen, die ihm die Glieder dehnt, und wenn er den festen Boden des Strandes wieder betreten hat, dann schließt

er sich gern jenen Peripatetikern an, die das aufmerksame Auditorium eines Mediciners bilden, der ihnen eben einen interessanten Vortrag hält über die Wirkungen des Seebades. Auch wir lauschen ihm mit Vergnügen und möchten nur gar zu gern seinen ganzen Vortrag hier einschalten, um dadurch unserer Schilderung auch einen gelehrten Anstrich zu geben. Die fremden Federn würden indeß leicht genug entdeckt werden und daher widerstehen wir dem Versuche, zumal der Docent auf unsere Anfrage die Erklärung abgiebt, daß er seine Ansicht demnächst durch den Druck veröffentlichen wolle. Zudem gönnen wir uns auch kaum die Zeit, uns lange bei gelehrten Erörterungen aufzuhalten. Es drängt uns, weiter zu kommen, und so freut es uns auch wieder, wenn unser Gast seinem durch das Bad geschärften Appetite nicht länger zu widerstehen vermag und nach Hause eilt, um zu frühstücken.

Das Frühstück läßt er sich natürlich in's Freie hinaustragen, auf den Wanderplatz vor dem Hause, der durch ein Leinwanddach gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist, und es sieht gar anmuthig aus, wenn man um die Frühstückszeit durch das Dorf wandert und fast vor allen Häusern Gesellschaft antrifft, die augenscheinlich an dem Nothwendigsten noch keinen Mangel leidet. Mit den Nachbarn links und rechts und hüben und drüben ist die Bekanntschaft schon angeknüpft; sie gehören ja alle dem Stande der Badegäste an und da brauchen keine ängstlichen Rücksichten genommen zu werden. An Unterhaltung pflegt es also nicht zu fehlen, zumal auch fast sämmtliche Vorüberziehende grüßen und winken. Die Zeit vergeht so angenehm, daß man sich fast ungern entschließt, in's Haus zu gehen und Toilette zu machen.

Die muß aber doch gemacht werden, weil man vor Tische noch das Conversationshaus besuchen will. Dahin lockt nicht nur die Musik der böhmischen Künstler, die sich dort tagtäglich von 12 bis 1 Uhr hören lassen, sondern auch die selten fehlende von tüchtigen Dilettanten, die dem Flügel im Tanzsaale, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, Zaubertöne entlocken; dahin fühlt man sich gezogen, um die neuesten Zeitungen zu lesen, die dort in großer Auswahl aufgelegt sind, die neueste Liste der angekommenen Badegäste einzusehen, oder auch sich ein Buch zu holen, indem die dort aufgestellte ziemlich reichhaltige Bibliothek jedem Badegaste unentgeltlich zu Gebote steht; dahin muß man schon deshalb gehen, weil man gern den einen und

den andern Bekannten treffen und sprechen will und dort der allgemeine Sammelplatz ist. Ueberdies, ist man nicht bereits engagirt, hier kann man sich am leichtesten einer s. g. Land- oder Wasserparthie anschließen, die vielleicht für den Nachmittag verabredet wird und die etwa darin besteht, daß man zu Wagen um die Dünen oder zu Schiffe um die ganze Insel fährt: kurz, unser Gast wird auch hier so sehr in Anspruch genommen, daß der wiedererwachende Appetit ihn daran erinnern muß, daß die Zeit zum Diner herangerückt ist.

Im Conversationshause richtet sich diese Zeit nach dem Bade und ist deshalb bald früher, bald später, von 2½ bis 5 Uhr Nachmittags. Diejenigen Gäste, die beständig ihren Mittagstisch dort haben, pflegen zu abonniren und haben ihren bestimmten Platz, der sich immer weiter hinaufzieht, je länger sie bleiben, indem die Neuankommenden sich ihnen unten anschließen müssen. Wer nur dann und wann dort essen will, muß natürlich seinen Wunsch zu erkennen geben, um mit Sicherheit auf einen Platz rechnen zu können, indem in der frequentesten Zeit der Raum doch oft enge genug wird, obgleich in dem Speisesaale 320 Personen bequem zu gleicher Zeit essen können. Daß es an Tafelmusik nicht fehlet, braucht kaum bemerkt zu werden; gern aber sehen wir es unserm Gaste an, daß auch er das rühmliche Urtheil bestätigen muß, das Kenner schon so oft über den gut besetzten Tisch und über die prompte Aufwartung dabei gefällt haben.

Nach Tische ziehen die meisten Gäste es vor, den Kaffee vor dem Conversationshause im Freien zu trinken, und nach dem Kaffee rüstet sich Jeder zum Spaziergange am Strande, wer nicht schon anderweitig über seine Zeit verfügt hat. Ganz leicht freilich wird Keiner auf den Spaziergang verzichten wollen; abgesehen davon, daß er ihm eben so wie das Bad durch den Arzt vorgeschrieben ist, er kann ja auch anderswo schwerlich den Genuß finden, den ihm dieser darbietet.

Die kaum zurückgetretene Fluth hat auch die leiseste Spur in dem lockeren Sande vertilgt und der ebene weiß schimmernde Strand liegt so jungfräulich da, als hätte noch nie ein Fuß ihn betreten. Man nimmt aber um so weniger Anstand, sich darauf zu ergehen, da die darin noch zurückgebliebene Feuchtigkeit denselben fortwährend kühl erhält, so daß der Fuß, dem es so eben in dem Dünensande und auf dem Steintrottoir des Dorfes nicht ganz behaglich gewesen, sich höchst

angenehm überrascht fühlt. Die Luft aber wird durch die nahe See auch hinlänglich abgekühlt, und wenn deshalb der Tag nur so weit vorgerückt ist, daß man die unmittelbare Wärme der Sonnenstrahlen nicht mehr zu fürchten hat, so kann man sich, das Thermometer mag so hoch stehen wie es will, nur ruhig auf den Weg machen; am Strande wird man sich eine schwüle, drückende Atmospäre kaum noch vorzustellen im Stande sein. Daß es mit Sonnenuntergang etwas kühler wird, bedarf natürlich kaum der Erwähnung und noch weniger der Erklärung; es ist dieser Sonnenuntergang aber in der Regel so schön, daß es selbst bei Schwächlichen und Kränklichen eines ausdrücklichen Befehles des Arztes bedarf, wenn sie dem Anblicke desselben entsagen sollen. Wer es will, kann diesen Anblick auch von den Strandpavillons aus genießen und dann ist die Kühle auch nur vorübergehend. Man möchte sagen, die Sonne habe nur ein kleines Fröstteln empfunden, als ihr Strahlenfuß zuerst das Wasser berührte; ist sie völlig hinuntergetaucht in den Ocean, dann tritt sogleich wieder Wärme ein, und wenn nun sogar westliche oder südwestliche Winde wehen, dann geht man höchstens zu Hause, um schnell zu Abend zu essen und dann wieder an den Strand zurückzukehren.

Man hat nemlich dann eine Seeillumination zu erwarten und die will natürlich Keiner versäumen, so viele Illuminationen er auch sonst schon gesehen haben möchte. Auch der Gast, der sich unsere Begleitung gefallen lassen muß, nimmt sich kaum Zeit, seinen Thee zu trinken; es verlangt ihn zu sehr, zu sehen, ob der allgemeine Ruf nicht zu viel von dieser Naturerscheinung gesagt hat. Glücklicherweise indeß fehlt der Mondschein nicht nur im Kalender, sondern auch am Himmel, der mit dunkeln Wolken überzogen ist und wir sind deshalb ganz ohne Sorgen, obgleich auch wir, als wir ihm das Seeleuchten zu schildern versuchten, die Farben nicht gespart haben. Ein offenes Geständniß freilich, daß wir nicht zu stark aufgetragen, erwarten wir weiter nicht von ihm; uns genügt sein sprachloses Staunen, wenn unter den lustigen Sprüngen jauchzender Kinder der feuchte Strand in zahllosen Funken aufsprüht, oder vom dunkeln Hintergrunde der See sich Woge auf Woge heranwälzt, von denen es die eine der andern zuvorthun zu wollen scheint an strahlender Pracht und an leuchtendem Schimmer. Es ist eben ein Anblick, der mit keinem andern

verglichen werden kann und wenn man meint, die Welle da sei wunderschön, so ist jene dort noch wunderschöner, und wenn man sich durch das laute Aufathmen seines Nebenmannes kaum hat aufmerksam machen lassen auf die prachtvolle Brandung rechts, dann muß man sich um des Ausrufes willen: Nein, sehen Sie doch nur! schon wieder links wenden. Dieser unaufhörliche Wechsel von Finsterniß und Licht! Man kann den Gedanken nicht los werden: die See schlummert und hat ihr Gewand zusammengelegt, und es ist deßhalb ganz unscheinbar; wenn sie sich aber im Schlafe hin- und herwälzt oder in unruhigen Träumen hoch auffährt, dann fallen die Falten ihres Gewandes auseinander und dann erglänzt und blitzt das Juwelengeschmeide, womit es besetzt ist. Vor jener Gruppe angehender Physiker dürfen wir das freilich nicht aussprechen, wollen wir nicht gründlich ausgelacht werden; die wissen das Phänomen viel gelehrter zu erklären und es ist nur Schade, daß ihre Erklärungen so weit aus einander gehen. Oder auch nicht; denn zuletzt mögen sie Alle Recht haben, wenn der Eine von „electrischen Strömungen" redet, die das aufgeregte Meer entwickele, ein Anderer von „leuchtenden Infusorien", die man mit einem guten Mikroskop allerdings deutlich genug erkennen kann, noch ein Anderer vom Phosphorlichte unzähliger in Verwesung begriffener Körper. Wie gesagt, sie mögen Alle nicht ganz Unrecht haben, und auch für unsere Behauptung, daß das Meer mehr oder weniger immer leuchte und daß es nur an der Luft liege, daß man es nicht immer sehe, lassen sich Gründe genug anführen: so lange indeß die Luft so beschaffen ist, daß wir das Schauspiel genießen können, so lange weichen wir jeder weiteren Erörterung geflissentlich aus. Wir mögen unsere Aufmerksamkeit nicht gern theilen, eben so wenig, als unser Badegast, der uns fast gewaltsam den Mund verschließt und von boshaften Bemerkungen redet, wenn wir ihn auffordern, sich einmal in Gedanken vom Strande hinweg in die engen Straßen seiner Stadt zu versetzen. — Nun, so ganz böse ist es mit dieser Aufforderung zwar nicht gemeint; daß wir uns aber etwas zu Gute thun auf unsern Strand und seinen Juwelendurchwirkten Gürtel, das wollen wir nicht in Abrede stellen, und daß es uns freut, wenn die Schönheiten unserer Insel Anerkennung finden, das wird uns wohl kaum verargt werden. Ein bekanntes Sprichwort sagt: Besser beneidet als bemitleidet; wir lassen es uns gern gefallen, wenn

der Eine und der Andere meint, er habe fast ein Gelüste, uns den Strand zu entführen. Wir sind der Treue desselben sicher genug, und wenn ihn die See nur nicht hinunter schmeichelt, was allerdings nicht ohne Gefahr ist, bei allen übrigen Lockungen, die man an ihn verschwendet, bleiben wir ziemlich gleichgültig.

Doch das Baden und Spazieren hat die Kräfte unsers Gastes so sehr in Anspruch genommen, daß die Ermüdung ihn zwingt, heimzukehren und er muß um so mehr eilen, sich noch einige Stunden Ruhe zu verschaffen, da er auf den folgenden Morgen eine Jagd in den Dünen vorhat. Es ist nemlich und zwar nicht erst seit 1848, jedem Badegaste gestattet, zu jagen, so viel er Lust hat, und von dieser Freiheit will denn auch er einmal Gebrauch machen.

Freilich, er kann kaum etwas Anderes erlegen, als einige harmlose Kaninchen und den einen und den andern unglücklichen Wasservogel, denn die Adler besuchen uns nur im Winter und die Schnepfen ziehen erst im Herbste hier durch; es ist ihm aber auch vermuthlich nicht so sehr um Beute zu thun, als nur sich in den Dünen umherzutreiben und es gereuen ihn seine Streifereien keineswegs. Es athmet sich so leicht in der frischen Morgenluft, und die Kräuter duften so würzig und die feierliche Stille in den Dünenthälern wird so wenig gestört durch das Rauschen des Meeres: auch der gewaltigste Jäger versinkt leicht in angenehme Träumereien und bemerkt es kaum, oder wenigstens zu spät, daß ein Kaninchen vor ihm aufspringt und in seinen Bau schlüpft. Bloß um seinen Ruf zu wahren, entschließt er sich endlich dazu, einem oder dem andern leichtfüßigen Traglodyten den Weg in seine Höhle zu verlegen, zumal er weiß, daß er sich dadurch einen nicht verächtlichen Braten oder auch ein schmackhaftes Ragout verschaffen kann. Was er aber auch heimbringt, eine angenehmere Jagd hat er kaum je gemacht. Nöthigenfalls könnte er sich heute berechnen, wie man sagt; er will aber, wie wir wissen, sich Nichts entgehen lassen, und da giebt es so Vieles zu sehen und zu hören und zu genießen, daß er fast um Zeit besorgt sein muß.

Zwei- und vier- und sechsspännige Equipagen kommen über Watt gefahren: denen muß entgegengesehen werden; Dampf- und Fährschiffe salutiren und winken: da darf man es auch an Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen. Zudem winkt die See

wieder und der Strand und das Conversationshaus. Zeitungen und Bücher harren des Lesers, Gesang und Musik des Hörers; Austern und Zungen und sonstige Delicatessen können es kaum erwarten, daß eine ausgebildete Zunge ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Wird die Witterung etwas unfreundlich und unser Gast findet Vergnügen daran, dem Tanze zuzusehen oder auch selbst daran Theil zu nehmen, der geräumige s. g. Theesaal öffnet jeden Abend seine gastlichen Thüren. Findet er dort keine Unterhaltung, so kann er sich einer der Gesellschaftsgruppen anschließen, die sich im Frühstückszimmer um kleine runde Tische sammeln und dort bei einem Glase Bier oder einem Glase Wein seine Cigarre rauchen; oder er kann sich Bewegung machen beim Billard, wenn er durch das Kegelschieben nicht schon zu sehr ermüdet ist; oder er kann endlich auch in's Spielzimmer gehen. Der s. g. grüne Tisch wird hier freilich seit einigen Jahren nicht mehr aufgeschlagen, und es ist wohl schon die Ansicht ausgesprochen, es sei das eigentlich Schade, weil das, wie man an andern Badeörtern sehe, manchen Gast hieher locken würde: wir geben uns aber kaum die Mühe, darauf zu antworten. Wir bedauern bloß diejenigen, die früher auch hier an diesem Tische ausgebeutet wurden, und besorgen auch keinesweges, daß man eine solche Wegelagerei wieder in unserm Lande gestatten werde; zumal wir ängstlichen Seelen die Versicherung geben können, daß von dem pecuniären Nachtheile, der, wie sie meinten, durch die Aufhebung des Hazardspieles für die Anstalt entstehen werde, noch nicht besonders viel verspürt worden ist. Wer nicht hieher kommt, weil er keine Roulette hier findet, der bleibt weg, das ist ganz einfach; das aber wage nur Keiner, von einem der hiehergekommenen Badegäste vorauszusetzen, daß er dasselbe auch bei der unfreundlichsten Witterung entbehre.

Sie heitert sich doch bald wieder auf und nun hat man die Wahl, ob man heute eine Wasser- oder eine Landparthie machen will. Zieht man die erstere vor, so kann man die Landparthie ja morgen machen. — Waidlustige Herren nehmen sich ein besonderes Schiff mit einem Boote und fahren nach den umherliegenden Sandbänken, um Seehunde und Tümler oder Delphine zu schießen. Die Jagd auf Erstere namentlich soll eine sehr ergötzliche sein. Der Jäger muß, um die Robbe zu täuschen und zu beschleichen, sich förmlich als Robbe gebehrden, und da die Bewegungen derselben lächerlich genug

sind, so giebt auch ihr Spiegelbild mit Glück die Rolle eines Komikers, wobei er noch das Vergnügen hat, das homerische Gelächter seiner Gefährten mit gleicher Münze zurückzahlen zu können. Wen es übrigens nicht nach Robbenblut dürstet, der kann sich einer friedlicheren Gesellschaft anschließen, die sich bloß die Aufgabe stellt, eine Seefahrt zu machen. Es pflegt auch bei diesen Fahrten selten an Auftritten zu fehlen, die geeignet sind, eine heitere Stimmung hervorzurufen und namentlich, wenn der Eine und der Andere den schwachen Versuch macht, seekrank zu werden. Da die Fahrten gewöhnlich längs des Strandes sich hinziehen, so gelingt das allerdings nur Wenigen; es müßte denn sein, daß sich der sanfte Wind unerwartet in eine frische Briese verwandelte oder gar in einen lebhaften Wind (high wind). Dann kann es dahin kommen, daß kaum Jemand übrig bleibt, um den unbefangenen Zuschauer zu machen; es gehören aber solche Fälle doch zu den höchst seltenen. In der Regel befindet sich die heimkehrende Gesellschaft außerordentlich wohl und verspürt bloß einen gewaltigen Appetit; wie denn überhaupt Mancher sich nicht genug darüber wundern kann, daß seit seinem Aufenthalte auf der Insel die Mittagsglocke für ihn einen so freundlichen Klang hat.

Auch die Landparthie, die unser Gast am folgenden Tage mitmacht, schärft den Appetit, und wir wissen es schon im Voraus, daß er hungrig heimkehren wird, zumal er es vorzieht, den Weg zu Fuße zu machen, statt sich zu den weniger Rüstigen oder auch mehr die Bequemlichkeit Liebenden in den Omnibus zu setzen. Es sitzt sich freilich auch darin gar gut, und wenn der Wagen so über den festen Strand rollt und zwar so hart an der See hin, daß die heranrauschenden Wogen ihn fortwährend bespülen und es fast aussieht, als fahre man über das Wasser, so pflegt die Unterhaltung — nicht etwa immer lebhafter zu werden, sondern eher zu stocken und zu verstummen, so wenig Herren auch in der Gesellschaft sein mögen. Was man sich auch mitzutheilen hätte, man fühlt, daß man auch der See lauschen und der See antworten müsse: das Gespräch kommt erst recht wieder in Fluß, wenn man am Fuß der s. g. weißen Düne aussteigt. Die weiße Düne nemlich ist gewöhnlich das Ziel solcher Fahrten, und hier trifft man auch mit den Fußgängern zusammen, die schon etwas früher aufgebrochen sind und die sich ihren Weg dadurch verkürzt haben, daß sie auf dem Strande Muscheln und Bernstein

suchten. Erstere haben sie auch genug gefunden und auch hübsche Exemplare darunter; die Ausbeute von Bernstein aber ist nicht bedeutend gewesen. Es kommt derselbe im Sommer und während der Badezeit hier nicht sehr häufig vor; man findet ihn hauptsächlich nur, wenn es lange aus Norden gestürmt hat und dann südliche Winde zu wehen anfangen. Dann bilden sich gewaltige Sturzwellen, und vielleicht mögen diese den Strand so aufwühlen, daß der Bernstein mit der Mühde heraus- und heraustreibt, während der schwerere Sand zurückbleibt. Immer indeß paßt diese Erklärung nicht und man wird wohl annehmen müssen, daß auch die größere oder geringere Strömung im Wasser einen Einfluß habe auf das Vorkommen des Bernsteins. Daß er übrigens hier in der Nähe ist, das bezweifeln wir keinen Augenblick; wenn wir, wie an der Ostsee, nur Zeit hätten, bei niedrigem Wasser nachzugraben, so würden auch unsere Bemühungen schwerlich ohne Erfolg sein. So müssen wir mit dem zufrieden sein, was die Wellen uns zuführen, und es sind zuweilen doch ganz hübsche Stücke darunter. Die allergrößten pflegen isolirt zu liegen und zwar auf dem reinen Strande, die kleineren und kleinsten nicht nur in Gesellschaft bei einander, sondern auch vermischt mit vermodertem Holze, das man Mühde nennt und das man wegen seiner dunkeln Farbe schon in der Ferne auf dem Strande liegen sehen kann. Gewandte Bernsteinsucher pflegen sich daher auch nur an solchen Stellen umzusehen, wo Mühde liegt, und unser Gast, dem das nicht unbekannt ist, hat sich, seiner Forschungen ungeachtet, gar nicht lange unterweges aufzuhalten brauchen. Wenn die Wagen am Ziele sind, dann ist auch er nicht ferne, und nun geht es die weiße Düne hinauf, von der aus man allerdings keine so weite Aussicht hat, wie vom Brocken oder vom Monte Rosa, auf der es sich indeß mit einem zufriedenen Gemüth schon ganz behaglich sitzen läßt. Das Sand- und Wassermeer ringsumher mit den Schiffen und Inseln und Küsten in der Ferne: es ist das ein Anblick, den man so leicht nicht wieder vergißt und dazu ist Alles in Bewegung. Selbst die Düne unter uns ist eine bloße Sandwelle, die sich jeden Augenblick verändert, wenn auch etwas weniger rasch, als die Wellen dort im Wasser. Sie besteht aus lauter kleinen Sandkörnchen oder Sandkügelchen, denen es eben so wenig an Cohäsion fehlt, wie den Wasserkügelchen. Man findet daher nicht nur

an der Oberfläche des trocknen Sandes dieselbe kleinere Wellenbildung, die die Oberfläche des Wassers darbietet, sondern es fehlt auch an großen Wellen nicht und auf einer der größten stehen wir eben jetzt und freuen uns der Aussicht, die wir von da aus nach allen Seiten hin haben. — In der That, wir vermissen kaum etwas, wenn wir namentlich erst den Mundvorräthen zugesprochen und eine Flasche entsiegelt haben. Hell wie die Gläser klingen die Stimmen, die die Insel und ihre Dünen hoch leben lassen; auch der wähligste Gast gesteht, einen genußreichen Nachmittag verlebt zu haben, wenn ihn die Wagen des Abends rasch ins Dorf zurücktragen.

Zu den wähligen Gästen gehört übrigens der unsrige keineswegs. Er findet überall Veranlassung, sich zu freuen und so hat er sich namentlich auch über die Kinder gefreut, die einen Theil der Gesellschaft bildeten und die sich so lustig im Sande tummelten und nach farbigen Muscheln jagten. — Auch die ängstlichste Mutter kann hier unbesorgt sein. Die Dünen sind so abgerundet, daß die Kleinen bloß wieder heraufzuklettern brauchen, wenn sie einmal herunterpurzeln und der Strand ist so flach, daß man bloß lacht, wenn sie ins Wasser hineinlaufen oder eine Welle sie überrascht. Helfen braucht ihnen Niemand, sie helfen sich selber: es ist wohl kaum ein Ort, wo man sie, um äußerer Gefahren willen, weniger zu beaufsichtigen brauchte, als hier auf der Insel. Die Kinder scheinen das auch selbst zu fühlen, daß sie sich zwanglos bewegen und sie bilden hier in der Badezeit ein gar lustiges Völkchen. — An das Bad gewöhnen sie sich schnell, wenn sie auch anfangs etwas bedenklich dabei aussehen; man hat bald weniger seine Noth mit ihnen, sie hinein-, als sie herauszubringen. Der Strand ist für sie ein prächtiger Spielplatz. Wenn sie es müde geworden sind, ihre kleinen Schiffe dort segeln zu lassen, dann bauen sie Festungen aus Sand, die die Fluth ihnen wieder fortspült, oder sie suchen Muscheln oder sie lassen Drachen fliegen oder klettern die Dünen hinauf und herunter. Wünscht man, daß sie turnen, es ist eine Turnbude hier mit einem besondern Turnlehrer. Will man ihnen das Vergnügen machen zu fahren oder zu reiten, der Stall der Seebadeanstalt liefert ihnen zwar keine Zug- und Reitthiere, die sich durch besondere Schnelligkeit auszeichnen, dafür aber desto sicherer

sind. Man nennt sie gewöhnlich Esel, ohne Furcht, sie dadurch zu beleidigen und nicht nur die liebe Jugend läßt sich gerne von ihnen tragen und ziehen, sondern sie haben auch häufig die Ehre, Erwachsenen Dienste leisten zu müssen. Vorzugsweise aber sind es die Kinder, von denen sie in Anspruch genommen werden und man kann die Kavalkade, die sie dann und wann bilden, gewöhnlich schon von weitem jauchzen hören. Die Lust ist auch gar zu groß und die Jugendkraft gar zu gewaltig; während man sich mit ihnen freut, kann man kaum umhin, die zu bedauern, die an ihrer Freude keinen Theil nehmen können. — Familien pflegen denn auch selten zu versäumen, ihre Kinder mitzubringen, zumal diese während der Badezeit ja auch gewöhnlich Schulferien haben und Viele, die dieselben nicht selbst begleiten können, schicken sie gelegentlich hieher, indem es hier nicht an Familien fehlt, bei denen sie ein passendes Unterkommen finden. Es wird das auch noch wohl Keinen gereut haben, denn der wohlthätige Einfluß, den der Aufenthalt hier auf die Kinder hat, ist bei diesen gewöhnlich noch viel augenscheinlicher als bei den Erwachsenen und es ist keinesweges übertrieben, wenn wir sagen, daß manche unter ihnen nach einigen Wochen kaum wieder zu erkennen sind. — Wo man sie auch findet. man sieht es ihnen an, wie behaglich sie sich fühlen, und unser Gast begegnet ihnen nicht nur gerne auf dem Strande, sondern er sieht ihnen auch mit Vergnügen zu, wenn sie sich auf dem Rasenplatze vor dem Conversationshause mit Ballspiel belustigen, ja er kann es kaum über sich gewinnen, sie fortzuschicken, wenn sie vor seinen Fenstern als Soldaten lärmen.

Doch, sollen wir unserm Gaste noch weiter folgen? und sollen wir ihm unter andern auch nachgehen, wenn er sich des Sonntags den Dorfbewohnern anschließt, die sich in der freundlichen Kirche zum Gottesdienste versammeln? — Wenigstens hoffen wir, daß es keiner Entschuldigung bedarf, wenn wir ihn dort nicht zur Schau ausstellen mögen, wie wir darin überhaupt uns gegen die Annahme verwahren müssen, als hätten wir Alles von ihm gesagt, was gesagt werden könne. — Hätte er gar kein anderes Leben geführt, als was unsere Schilderung wiederspiegelte, und was darnach kaum in etwas Anderem bestand, als in Hungrigsein und Sattwerden, Ausgehen und Wiederkommen, so würde er

unser Interesse nicht besonders in Anspruch genommen und wir würden uns schwerlich so lange mit ihm beschäftigt haben. — Wir haben nur gesagt von ihm, was wir, ohne indiscret zu sein, sagen dürften; vor seinem verschlossenen Kämmerlein sind wir immer schweigend vorbeigegangen und auf seinen einsamen Spaziergängen haben wir ihm unsere Begleitung nicht aufgedrängt und in seinen stillen Betrachtungen haben wir ihn nicht unterbrochen. — Wir wollen ihn auch jetzt nicht weiter belästigen und ihn nur noch freundlich grüßen, wenn wir ihm hier und da bei einer festlichen Gelegenheit begegnen, etwa bei einem s. g. Königlichen Kaffee, der bekanntlich darin besteht, daß der Königl. Badecommissair sämmtliche Badegäste auf Kosten der Anstalt mit Kaffee und Kuchen bewirthet, oder bei der Feier des Geburtstages des Kronprinzen am 21. September. — Es wird nämlich dieser Geburtstag hier immer recht festlich begangen und namentlich dann, wenn die Insulaner das Glück haben, daß der Kronprinz selbst hier gerade anwesend ist, was schon ein paarmal der Fall war und hoffentlich noch oft der Fall sein wird. Dann wird geschossen und geflaggt und illuminirt, dann werden Reden gehalten und Gedichte abgesungen: nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde bieten Alles auf, ihre Freude an den Tag zu legen und wenn man des Abends nach dem Festlande und nach den benachbarten Inseln sieht, überall flammen Feuerzeichen auf, zum Beweise, daß man dort die Freude theilet. Die Königliche Familie aber läßt sich diese Zeichen von Anhänglichkeit nicht nur gefallen, sondern mischt sich auch überall unter die jubelnden Schaaren, bewirthet die Kinder, läßt die Armen neu kleiden: kurz, der Tag ist besonders roth angestrichen in unserm Badekalender und es ist nur Schade, daß wir solcher Tage nicht mehre haben.

In früheren Zeiten bildete der 3. August, der Geburtstag des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm 3., den Glanzpunkt der Saison und es steht derselbe auch dadurch hier noch in gesegnetem Andenken, daß davon eine milde Stiftung herrührt. — Die Badegäste aus Preußen pflegten nämlich mehre Jahre hindurch an diesem Tage eine Collecte zu veranstalten und brachten so nach und nach ein Capital zusammen, wovon die Zinsen, etwas über 80 ₰, alljährlich am 3. August zur Hälfte unter die hiesigen Armen, zur

Hälfte unter unbemittelte Badegäste vertheilt werden. Nach einigen Jahren wurde die Collecte auf Anordnung der Regierung eingestellt; im vorigen Jahre indeß haben Badegäste aus Preußen sie wieder begonnen und sie nicht nur dies Jahr fortgesetzt, sondern werden sie wahrscheinlich auch noch weiter fortsetzen. — Dem Einen und dem Andern ist es doch erwünscht, wenn er so Gelegenheit hat, den Dürftigen eine Gabe zuzuwenden, zumal er hier durch Bettelei durchaus nicht belästigt wird. Bloß einmal einige Tage nach seiner Ankunft wird er freundlich ersucht, sich bei einer Sammlung betheiligen zu wollen, aus der unbemittelte Badegäste unterstützt werden und dadurch der Regierung in ihren Bemühungen, auch den Armen das Bad zugänglich zu machen, zu Hülfe zu kommen. Sonst aber wird er schwerlich von einem Armen angesprochen werden und namentlich von einem hiesigen nicht, da für diese hier hinlänglich gesorgt wird. Es kann das um so leichter geschehen, da die Zahl derselben nur gering ist, weshalb denn auch die Armenbeiträge unbedeutend sind und bisher nur alle 3 bis 4 Jahre gehoben zu werden brauchten. Wenn uns hier die Nabobs fehlen, wir haben dafür auch die Parias der großen Städte nicht; im Jahre 1845 ist hier sogar eine Wittwen- und Waisen-Unterstützungscasse errichtet worden.

Die Veranlassung dazu gab wohl der Gedanke an den lebensgefährlichen Beruf der meisten hiesigen Einwohner und die großmüthige Unterstützung unsers damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs, so wie die verhältnißmäßig nicht minder reichen Spenden vieler Badegäste machten es möglich, einen Verein ins Leben zu rufen, der jetzt schon ein Capitalvermögen von etwa 600 ℛ︀ hat und bereits 3 Wittwen Unterstützungen zufließen läßt. — Von diesen Wittwen hat übrigens doch nur eine ihren Ehemann, wie man sagt, „auf See" verloren; wie wir denn überhaupt gestehen müssen, daß unser Verlust an Menschenleben bei der Fischerei schon seit längerer Zeit keineswegs größer war, als man zu fürchten Ursache hatte. Es ist doch schon eine Reihe von Jahren, daß wir durchschnittlich kaum mehr als ein Opfer zu beklagen haben und das muß zu freudigem Danke stimmen, wenn man bedenkt, daß etwa 200 Menschen sich bei dem Fange betheiligen und zwar in Schiffen, denen der Unkundige kaum zutraut, daß sie bei schlichtem Wasser See halten können,

geschweige denn bei hohlem oder grobem. Zuweilen wird es ihnen allerdings auch schwer genug und noch im Jahre 1836 gingen an einem Tage in der Nähe der Insel 5 Schaluppen zu Grunde und 16 Mann verloren auf denselben ihr Leben. Mit Entsetzen erinnert man sich hier noch an diesen Tag und an die Einzelnheiten desselben. Es ist heiteres Wetter, als die Schaluppen des Morgens in See gehen und man hofft, daß sie wie gewöhnlich nach einigen Stunden mit reicher Beute beladen heimkehren werden. Während man ihrer aber wartet, wird der Wind immer heftiger und artet zuletzt in einen solchen Sturm aus, daß Alles besorgt auf die Dünen eilt, um auszusehen. Das Wasser ist, nach einem gewöhnlichen Ausdrucke, an den Wolken und die Aussicht daher beschränkt; man sieht aber doch nur zu viel. Man sieht, wie die kleinen Schaluppen mit den Wellen kämpfen und wie die eine und die andere dem Kampfe erliegt. Weiber sehen ihre Männer umkommen, Kinder ihre Väter, Schwestern ihre Brüder, ohne etwas Anderes für sie thun zu können als weinen und beten. — Der Verlust schien in dem ersten Augenblicke noch größer zu sein, als er wirklich war, denn verschiedene Schaluppen waren an den Strand der benachbarten Inseln geworfen worden und die Mannschaft, die sich gerettet hatte, kam am folgenden Tage glücklich hier an. Sechszehn Mann aber kamen nicht wieder und wenn jetzt auch reiche Gaben herbeiströmten zur Unterstützung der Wittwen und Waisen, es war das doch immer ein geringer Ersatz. —

Doch wir wollen ja die Gegenwart schildern und nicht die Vergangenheit und wir sehen uns noch einmal nach dem Gaste um, den wir während seines Aufenthaltes hier kaum aus den Augen verloren haben. — Bei einem s. g. Kinderballe, deren hier während der Badezeit einige gegeben werden, dürfen wir ihn freilich wohl kaum suchen, denn daran findet er eben kein großes Behagen; eher noch treffen wir ihn beim Scheibenschießen, wenn auch nur als Zuschauer, oder auch mit Einkäufen beschäftigt in der Muschel- oder Glas- oder Porzellanbude, oder endlich auch bei einem Fischfange, der in der letzten Hälfte des Septembers veranstaltet wird, weil man da schon hoffen darf, daß die Schellfische sich der Insel wieder genähert haben. Wo wir ihm aber auch begegnen, wir freuen uns mit ihm zusammen zu treffen, denn er spricht

sich gar günstig über Norderney aus und das hört man eben nicht ungerne.

Das Bad, sagt er, ist ihm gut bekommen und er ist überall auf dem Strande und in seiner Wohnung und im Conversationshause zuvorkommend und freundlich behandelt worden; wo er aber irgend gerechte Ursache zu Beschwerden hatte, da ist denselben von Seiten des Badecommissariats sogleich bereitwillig abgeholfen worden. — Nun, er für seine Person hat jedem Uebelstande schon selbst abzuhelfen gewußt; aber es hat ihn gefreut, daß der Badecommissair sich der Damen, die ohne männliche Begleitung waren, so eifrig annahm und sich beeilte, ihnen sogleich nach ihrem Eintreffen hier seine Dienste anzubieten. Es hat ihn das auch bestimmt, denselben seinetwegen so wenig als möglich zu behelligen und er hat sich gut dabei gestanden. — Uebertheuern hat ihn Niemand können, denn fast Alles, was bezahlt werden kann, hat seine bestimmte Taxe und er hat diese Taxe nicht nur nicht unbillig gefunden, sondern im Vergleich zu andern Bädern äußerst billig. — Namentlich hat er sich auch überzeugt, daß es wohl nur aus Unkunde der Verhältnisse herrühren kann, wenn man meint, die Badeanstalt müsse den Preis der Bäder noch niedriger stellen. Wenn er bedenkt, welche Annehmlichkeiten sie dem Badegaste bietet, ohne ihn weiter dafür in Anspruch zu nehmen; wie sie die Wege für ihn ebnet und Ruhesitze für ihn errichtet; wie sie Blumen für ihn pflanzt und schattige Alleen für ihn zieht; wie sie nicht nur ein paar Instrumente zu seiner Verfügung stellt, sondern ihm auch die nöthigen Musikalien dazu liefert; wie sie nicht nur durch eine reiche Auswahl von Zeitungen für sein politisches Lesebedürfniß sorgt, sondern auch jährlich 100 ₰ aufwendet, um ihn die neuesten belletristischen Schriften in ihrer Bibliothek nicht vermissen zu lassen; so freut er sich nur, wenn sie hie und da vielleicht einen kleinen Ueberschuß hat, woraus sie ihre Ausgaben bestreiten kann. Ueberhaupt ist es ihm in seinem Verkehre mit ihr und also auch im Conversationshause ganz gemüthlich gewesen. Er hat leicht bemerken können, daß sie mit einer Liberalität gegen ihre Gäste verfährt, die man einem Privatmanne kaum zumuthen durfte. Sie hat als öffentliche Anstalt eben nicht nöthig, auf Gewinn auszugehen und kann daher manche Hülfsmittel verschmähen, von denen sonst, wie man behaupten hört, wohl Gebrauch

gemacht wird. — Sie führt keine falschen Etiketten; ihre Preise sind so billig gestellt wie möglich und ob der Gast viel aufwendet oder wenig, in der Behandlung desselben macht sie deshalb keinen Unterschied. — Das Alles ist unserm Gaste nicht entgangen und er weiß kaum, woher das sonderbare Gerede kömmt, das hiesige Bad sei ein aristokratisches, bevorzuge den Adel, begünstige einen steifen gesellschaftlichen Ton und was weiß ich sonst noch. — Davon hat er wenigstens nichts bemerken können. Er hat gesehen, daß die bedeutendsten Persönlichkeiten nicht nur ganz eben so behandelt wurden, wie seine Wenigkeit selber, sondern daß sie auch offenbar nichts vor ihm voraus haben wollten und er meint zuletzt, die Klagen müßten wohl von solchen herrühren, die gerne selbst etwas Apartes für sich in Anspruch nehmen möchten. — Die haben ihm indeß seine gute Laune nicht verderben können; es ist ihm immer wöhnlicher hier geworden und er kann sich kaum freuen, wenn die Badezeit zu Ende geht und er die Insel wieder verlassen soll.

Mit uns ist das freilich etwas Anderes, da wir auch nach der Badezeit hier bleiben und wir theilen seine Gefühle nur insofern, als es auch uns wehmüthig stimmt, wenn wir uns von denen wieder trennen müssen, mit denen ein längeres Zusammenwohnen uns vertraut gemacht hatte. Wir trösten uns indeß mit der Hoffnung, sie werden nächstes Jahr wiederkehren, wenn die Umstände es sonst erlauben; denn die angenehme Erfahrung machen wir doch fortwährend, daß diejenigen, die nur erst einmal mit uns anbinden, leicht dauernd gefesselt werden. Es fehlt an s. g. Stammgästen nicht und solche Feste, wie das 25jährige Jubiläum des Kaufmanns Finke aus Bremen, das schon vor einigen Jahren gefeiert wurde, könnten wir wohl noch mehr feiern; wäre es uns sonst darum zu thun, wir könnten Viele namhaft machen, bei denen es sich nicht darum handelt, ob, sondern nur, wann sie kommen.

Daß es uns übrigens nicht gerade unangenehm ist, wenn mit dem Abzuge der letzten Badegäste das gewohnte Stillleben wieder beginnt, das wird nur der unbegreiflich finden können, dem für ein solches Stillleben der Sinn fehlt und der daher auch uns wieder ein Räthsel ist. — Es beginnt aber dasselbe nicht erst mit dem Abzuge des letzten Badegastes, sondern es tritt gewöhnlich schon in der letzten Hälfte

des Septembermonats ein. — Ob nämlich auch die Aerzte behaupten, daß dann die Bäder am kräftigsten sind und auch ein Laie sich durch den Versuch leicht davon überzeugen kann, daher denn unter andern in England die Seebäder sich dann erst bevölkern sollen; das hiesige ist dann meistens schon recht einsam geworden und die einzelnen Badegäste, die sich dann noch umhertreiben und die vielleicht bis tief in den Herbst oder gar den Winter hindurch hier bleiben wollen, kommen kaum in Betrachtung. Um das Bild wieder aufzunehmen, das wir schon einmal gebrauchten, der Strom von Gästen, der nach und nach so anschwoll, daß er zu einer brausenden Katarakte wurde, hat sich jetzt wieder so sehr verlaufen, daß wir, die wir durch das frühere Geräusch noch betäubt sind, ihn kaum gewahren. — Zudem haben die meisten Einwohner jetzt wieder alle Hände voll zu thun, um sich auf den Herbstfischfang vorzubereiten. Der Fangapparat muß nachgesehen und vervollständigt, die Schiffe müssen getheert und kalfatert werden und wenn die Fische etwas früh kommen und die Witterung einigermaßen günstig ist, dann merken wir es kaum, daß man schon wieder den 1. October schreibt, denn wir sind dann schon wieder in voller Thätigkeit beim Fischfange. Das neue Leben aber, das damit wieder begonnen hat, gleicht dem im Frühlinge aufs Haar. Wir machen so lange Jagd auf die unglücklichen Schellfische, bis der Frost unsern Verfolgungen ein Ziel setzt. Dann werden die Schaluppen an den Dünen in die Winterquartiere gelegt und wir harren des Thauwetters, um den jährlichen Kreislauf von neuem beginnen zu können.

So aber geht es mehr oder weniger bei uns her und das ist das hiesige Leben, so weit dasselbe der Oeffentlichkeit angehört und so weit dasselbe in weiteren Kreisen die Theilnahme in Anspruch nehmen kann. Will das Jemand ein beschränktes nennen, nun, wir beeilen uns gerade nicht, deshalb mit ihm zu rechten, weil wir uns doch schwerlich mit ihm verständigen würden und glaubt der Eine und der Andere wohl gar uns als arme Schelme bedauern zu dürfen, weil uns, wie er sagt, doch so Vieles abgehe, nun, wir mögen auch den kaum in seiner Freude stören. — Daß aber wir gerne zufrieden sind mit dem, was uns die Insel bietet, das haben wir gar kein Hehl und das sprechen wir offen aus und wer das mit uns theilen und uns deshalb besuchen

oder auch dauernd sich unter uns niederlassen will, den heißen wir herzlich willkommen. —

Damit geht nun unsere Schilderung auch des gegenwärtigen Zustandes der Insel zu Ende und wir sollten eigentlich jetzt zurücktreten und schweigen. — Wir wollen denn auch nicht lange mehr lästig fallen und uns nur gestatten, das Bild noch einmal in das rechte Licht zu rücken und hier und da zur Vervollständiung einen Strich anzubringen.

Dort liegt es, das kleine Eiland, wie ein verlorner Farbentropfen des Künstlers, der Deutschland zu malen hatte, aber eben deshalb ganz eben so wie dieses gefärbt, deutsch durch und durch. — Es ist nur ein winziges Pünktchen auf der Charte unsers Landes und das Dörflein darauf können wir kaum finden; wenn wir indeß behaupten, daß es selbst manche Städte giebt, die diesem Dörflein an Ruf nachstehen, so wird man das wohl kaum Uebertreibung nennen. Preßhafte aller Art und aus aller Herren Ländern sammeln sich hier, um Genesung zu suchen im Wellenbade und gewiß Mancher bewahrt der Insel ein dankbares Andenken, wo er vielleicht nach langen Leidenstagen zuerst wieder des Lebens froh wurde. — Ihr Bild ist ihm deshalb auch ein bekanntes und er hat nicht nur freundlich zugesehen, als wir es vor ihm aufrollten, sondern er folgt uns auch gerne, wenn wir das Eine und das Andere darin noch besonders hervorheben.

Das Dorf, das eben so wie die Insel Norderneі heißt, zählt etwas über 200 Häuser und etwas über 1000 Einwohner. Die letzteren sind größtentheils Fischer, die übrigen Handwerker. Krämer, Gastwirthe und Beamte der Seebadeanstalt. Es sind durchweg Menschen kräftigen Schlages; bleiche, zusammengefallene Gestalten, wie man solchen namentlich auch in größeren Städten begegnet, sieht man hier fast gar nicht. Selbst hochbejahrte Greise pflegen hier noch ganz rüstig zu sein und man findet es unter andern gar nicht weiter auffallend, wenn ein 84jähriger tagtäglich den ganzen Strand hinunterläuft, der beiläufig eine Länge von etwa 3 Stunden hat, bloß um sich etwas Treibholz zusammen zu suchen. — Es läßt sich daraus denn auch schon entnehmen, daß Krankheiten eben nicht sehr häufig sind; eine s. g. ansteckende Krankheit, Masern und Frieseln etwa ausgenommen, ist seit 1822 nicht wieder aufgetreten. Ueber Gicht und

Rheumatismus klagt der Eine und der Andere wohl und es ist das aus der gewöhnlichen Beschäftigung erklärlich genug; am häufigsten aber kehrt in der Todtenliste die Formel wieder: „gestorben an Altersschwäche." — Das durchschnittliche Lebensalter in den letzten 30 Jahren geht übrigens doch nur wenig über 36 hinaus, was auch daher rühren mag, daß wir auch die zur See Verunglückten hinzugezählt haben: das Verhältniß der Gestorbenen zu den Gebornen ist in eben diesen Jahren ungefähr wie 1 zu 2. — Es sind nämlich jährlich etwa 12 gestorben und 23 geboren worden, daher sich denn auch in jenen Jahren die Zahl der Einwohner so ziemlich verdoppelt hat. — Daß sie fast ohne Ausnahme der lutherischen Confession angehören, ist schon bemerkt worden und daß ihrer Aller Muttersprache die deutsche ist, das zu bemerken ist fast überflüssig. — Im gewöhnlichen Umgange spricht man nur plattdeutsch; das Hochdeutsche indeß ist Allen nicht nur verständlich, sondern die Meisten wissen sich auch mit ziemlicher Geläufigkeit darin auszudrücken. — Auch mit den Holländern verkehrt man ohne Mühe; der gute Wille auf beiden Seiten erleichtert das Verständniß ungemein. Daß hin und wieder Sprachwendungen hier vorkommen, die den Nichtinsulaner überraschen, das läßt sich leicht denken; es hängt das zusammen mit den Eigenthümlichkeiten des hiesigen Lebens. Wir haben nicht nur eine besondere Terminologie in Bezug auf das Fischen, sondern auch wohl in Bezug auf die gewöhnlichsten Gegenstände. So bezeichnet man die Stuben und sonstigen Räumlichkeiten nur nach den Weltgegenden: Osterstube, Westerstube u. s. w.; so legt man das Kind in der Wiege oder den Kranken auf dem Bette etwas „nach Nordwest oder Südost; so schläft oder wacht man „in een Boog weg", wenn es ununterbrochen geschieht; so bedient man sich rücksichtlich der See mancher Ausdrücke, die namentlich von einem Bewohner des Binnenlandes ohne Commentar in einer einfachen Uebersetzung schwerlich verstanden werden. Weiß er es sich allenfalls auch noch zu deuten, wenn man das Wasser kraus, grob, kurz, schlicht nennt; was soll er sich denn unter einer „späten" oder wohl gar einer „todten Zeit" (doode Tie) denken? oder wie soll er es sich erklären, wenn man sagt, das Wasser „liege" heute lange, oder es sei zurück (agterlik) oder voraus (vörelk)? — Eben so ist es mit dem Winde, den man bald „krimpen", bald „aus-

schießen", bald nach Innen (na Binnen), bald nach Außen (na Buten) gehen läßt: erst durch längeren Aufenthalt hier lernt man solche und ähnliche Ausdrücke recht kennen und recht gebrauchen.

Da lernt man denn aber auch noch manches Andere kennen und namentlich auch manche Sitten und Gewohnheiten, die wenigstens für den Nichtostfriesen etwas Auffallendes haben und ihm zu Fragen Veranlassung geben. Die Kleidung freilich hat wohl kaum etwas Eigenthümliches, es ist durchgängig die gewöhnliche Fischerkleidung; aber schon die Nahrungsmittel sind nicht die gewöhnlichen mehr. Einen Hauptbestandtheil derselben bilden Fische, frische sowohl als gesalzene und getrocknete und geräucherte; wenn der Fischvorrath erschöpft ist, holt man sich Muscheln, von denen es aber im Sprüchworte heißt: „Mussel is good Fis, wenn der anners nix is.“ Mit den vielen Fischen verspeis't man auch viele Kartoffeln, die deshalb auch in bedeutenden Quantitäten eingeführt werden, ungeachtet man sich die Anpflanzung derselben auch hier sehr angelegen sein läßt und die Krankheit erst neuerdings angefangen hat, schädlich auf dieselben einzuwirken. — Dann spielt auch das Mehl eine Hauptrolle in der hiesigen Küche und ein daraus bereitetes Gericht würde namentlich an Sonn- und Festtagen in den meisten Haushaltungen nur gar zu schmerzlich vermißt werden. Wenn wir auch keine eigentlichen Seefahrer sind, wir sind ihnen doch nahe verwandt und daher gleichen wir ihnen auch in der Nahrungsweise. Auch Bohnen und Erbsen kommen hier, wie auf den Schiffen, häufig auf den Tisch, nicht sehr häufig Rindfleisch, häufiger noch Schweinefleisch, da sehr viele Haushaltungen sich im Herbste selbst ein Schwein mästen, andere eins vom festen Lande herüberholen. — Von dort muß überhaupt Vieles geholt werden, namentlich auch Butter, da die 20 bis 30 Kühe, die wir hier halten und die 2 bis 300 Schafe, die täglich in die Dünen getrieben werden, wo sie, mit den zahlreich dort hausenden Kaninchen das spärliche Futter theilen, nicht einmal den Bedarf an Milch decken. — Die Insulaner trinken ihren Thee daher auch in der Regel ohne Milch und sie sind schon so daran gewöhnt, daß das kaum eine Entbehrung für sie genannt werden kann. Wir haben hier eben nicht Alles und wo hat man denn das? aber wir haben doch sehr Vieles. — Zahmes Federvieh frei-

lich wird hier außer Enten und Hühnern nicht gehalten; an wilden dagegen ist kein Mangel und wer sich nur die Mühe geben will und sonst die Geschicklichkeit dazu hat, der kann sich bald eine hübsche Sammlung hier zusammen schießen. — Im Herbste kommen hier viele Schnepfen und Krammetsvögel an; letztere werden in Netzen gefangen. — An allerhand Singvögeln fehlt es nicht; Nachtigallen indeß lassen sich nicht hören. Wenigstens keine befiederten; die glatten, unbefiederten Sumpfnachtigallen, die man auch wohl Frösche nennt, sind hier zahlreich genug vertreten. — Die Einwohner behaupten, vor etwa 20 bis 30 Jahren habe es hier durchaus keine Frösche gegeben, sondern nur Kröten. — Da habe ein Freund ihres Gesanges ein Taschentuch voll vom festen Lande mit herübergebracht und nun sieht man Kröten fast gar nicht; desto häufiger aber Frösche, da wir die zuweilen hier durchziehenden Störche noch nicht haben bewegen können, sich hier dauernd niederzulassen. Hohe Sommerfluthen richten übrigens große Niederlagen unter ihnen an. Das Salzwasser scheint ihnen nicht zu bekommen. — Desto besser den Fischen und das Meer rings umher liefert uns deren in großer Auswahl: Tümmler oder Delphine, auf die wir aber nicht fahnden, Störe, Kabliaue, Stein-, und gewöhnliche Butte, Schollen, Zungen, Schellfische, Rochen, (kleine) Haien, Knurrhähne, Maifische, Kohlfische, Lachse, Heringe, Makrelen, Stinte, Spierlinge, Seehechte und Seeaale; nicht minder liefert es uns auch, der zahllosen Quallen und Polypen und Seesterne zu geschweigen, große und kleine Krebse, Garneelen, Muscheln, aber keine Hummern und Austern, wenigstens nicht in der Nähe.

Die Austern werden der Seebadeanstalt durch einen Everschiffer geliefert und eben so auch die nöthigen Seefische, da unsere Leute im Sommer wenig oder gar nicht zu fischen pflegen. Sie benutzen ihre Schiffe dann fast nur, um Torf zu holen, der hier das einzige Brennmaterial bildet und den wir uns vom festen Lande entweder holen oder bringen lassen müssen. — Es wäre das nun auch bequem genug, wenn wir nur einen Hafen hätten, so daß wir in der Nähe des Dorfes löschen könnten. Der aber fehlt uns leider und es ist das auch der Schiffe wegen sehr zu beklagen, die im Winter wegen Eisgang nicht mehr die Flüsse hinaufkommen können. Die könnten in den meisten Fällen hier dann noch

binnen laufen, aber das dürfen sie nicht, weil sie hier keinen Hafen finden und die Rhede im Winter durchaus keine Sicherheit darbietet. — Da müssen sie denn See halten, wenn sie sich der Stürme wegen nicht etwa nach Helgoland oder Norwegen flüchten und wir bedauern sie genugsam, wenn wir sie des Abends so vor unserer Insel kreuzen sehen und nun die finstere, kalte Nacht hereinbricht. — Andere haben das mit uns bedauert und es ist schon oft davon die Rede gewesen, es müßte hier ein Hafen angelegt werden. Bis jetzt indeß ist das noch nicht geschehen und wir müssen nicht nur unsern Torf, sondern auch unsern sonstigen Bedarf immer zu Wagen von der Rhede heraufholen, die eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt ist. Das Dutzend Pferde, das wir hier halten, wird daher fortwährend ziemlich in Anspruch genommen, namentlich aber im Herbste, wo die Wintervorräthe eingethan werden müssen und wo das Fährschiff wöchentlich viermal nach dem Deiche fährt, so lange nämlich das Wasser offen ist.

Sobald Frost eintritt, stockt der Verkehr und wir versammeln uns um die Kamine oder auch um die Oefen, deren es hier doch schon ziemlich viele giebt, obgleich die Kamine allerdings bei weitem vorherrschen. — Der Fischer fühlt sich in geheizten Zimmern eben nicht behaglich, es müßte denn eine besonders strenge Kälte herrschen. Es fehlt hier indeß an solchen Zimmern nicht und der Fremde, der etwa bis tief in den Herbst, oder auch den ganzen Winter hier bleiben will, hat eine reiche Auswahl. — Auch wegen sonstiger Bedürfnisse braucht sich derselbe keine Sorge zu machen. Es ist nicht nur ein Arzt hier, sondern der führt auch eine Apotheke. In den Bäckerläden ist nicht nur immer frisches Brot zu haben, und das Norderneier Brot ist berühmt, sondern in den Krämerläden auch alle möglichen Colonialwaaren. Bis tief in den Herbst hinein wird hier geschlachtet und von Norden her ist immer frisches Fleisch zu beziehen. — Hat die Wirthschaft im Conversationshause auch mit dem Schlusse der Saison aufgehört, es sind sonst Wirthshäuser da, in denen gespeiset werden kann und wer gesellige Unterhaltung liebt, kann sich den hier bestehenden Clubbs anschließen. Dazu bleibt uns das Meer und der Strand und die Dünen; dazu bleiben uns die Alleen und die Wiesen,

die wegen der milden Luft hier viel länger grün sind, als auf dem Festlande.

Wir sind immer der Ansicht gewesen, daß es nur an Zufälligkeiten oder auch an Unkenntniß der Verhältnisse liege, daß Norderney nicht häufiger auch zum Winteraufenthalte gewählt wird und daß man es namentlich nicht fleißiger benutzt, um ein und das andere Kind auf längere Zeit hieher zu schicken. Daß das auf viele von ihnen einen höchst wohlthätigen Einfluß haben würde, das darf, nach den Erfahrungen, die darüber gemacht sind, auch ein Laie behaupten. Ein anständiges Unterkommen aber würden sie im Winter eben so leicht finden, als im Sommer und wohl noch leichter und den Unterricht brauchten sie auch gerade nicht zu entbehren.

Nun, Norderney hat schwerlich schon seinen Höhepunkt erreicht, wenn nicht ganz besonders ungünstige Umstände eintreten. — Wir dürfen ja voraussetzen, daß es immer leichter und wohlfeiler werden wird, hieher zu kommen und rechnen daher auf eine immer größere Zahl von Gästen. — Wem die Reise hieher nicht theuer zu stehen kommt, dem braucht ja überhaupt die ganze Badereise nicht viel zu kosten. — Es läß sich allerdings nicht leicht die Frage beantworten, die man zuweilen wohl aufwerfen hört, wieviel man denn in der Badezeit wohl wöchentlich hier gebrauche; weil nicht nur die Bedürfnisse gar zu verschieden sind, sondern auch die Mittel; wenn uns indeß Jemand sagte, er dürfe sich nach seinen Umständen für die Wohnung etwa eine Ausgabe von 4 ₰ erlauben, so würden wir seine wöchentliche Gesammtausgabe etwa zu 12 ₰ veranschlagen. — Dabei hatten wir nicht nur das Bad berücksichtigt und das Mittagsessen und Frühstück und Abendbrot, sondern auch Wein und Trinkgelder und kleinere Ausgaben. — Bei Damen kämen wir natürlich gar so weit nicht hinauf und noch günstiger würde sich die Sache gestalten, wenn von solchen die Rede wäre, die zusammen wohnen und zusammen essen oder wohl gar selbst kochen und braten können. — Wie übrigens Viele über 12 ₰ hinausgehen, so bleiben auch ungemein Viele darunter, ohne daß sie sich etwas Wesentliches abgehen zu lassen brauchten; wer „einen engen Kreis zieht um seine Wünsche“, der kann auch bei einer wöchentlichen Ausgabe von 10 oder 8 ₰ und noch weniger hier ganz gemüthlich leben.

Doch, wir sind da in eine Materie hinein gerathen, wo wir uns leicht den Verdacht zuziehen könnten, als wollten wir rühmen und empfehlen und das wohl gar aus eigennützigen Absichten. — Wir können ja auch nicht in Abrede stellen, daß mit der größeren Frequenz der Gäste auch der Verdienst hier sich mehret und dürfen es daher kaum übel nehmen, wenn man uns bei unsern Versicherungen, daß wir keinesweges zunächst unsern eigenen Vortheil berücksichtigen, etwas mißtrauisch ansieht. — So legen wir uns denn Schweigen auf und gestatten uns nur noch den Wunsch, daß noch recht Viele die Erfahrung machen mögen, in Nordernei wieder gefunden zu haben, was sie vielleicht seit längerer Zeit schmerzlich vermißten, des Leibes Gesundheit. —

Literatur über Nordernei.

Unter den Schriftstellern der neueren Zeit, die gelegentlich das Eine und das Andere über Nordernei mitgetheilt haben, und die hin und wieder auch bei unserer Schilderung benutzt sind, möchten Wiarda „Ostfriesische Geschichte“ und Freese „Ostfries= und Harrlingerland“ die bedeutendsten sein. — Letzterer namentlich spricht in dem ersten Bande des angeführten Werkes S. 197—231 sich ziemlich ausführlich über die ostfriesischen Inseln aus und liefert uns manche schätzbare Notizen, wenn die Verarbeitung des vorhandenen Materials auch allerdings Vieles zu wünschen übrig läßt. — Etwas unbarmherzig ist eigentlich der Eifer, womit er gegen das Heer der losen Spötter zu Felde zieht, die die armen Insulaner, mit ihren sarkastischen Fragen über das s. g. Strandgebet so entsetzlich in die Enge zu treiben wissen und man hört es seinen Worten an, daß er sie gerne gründlich vernichten möchte. — Daß es ihm indeß nicht gelungen ist, das haben wir schon angedeutet.

Daß wir übrigens neben diesen beiden Schriftstellern anderer, die gelegentlich unserer Insel gedacht haben, weiter nicht erwähnen, das wird wohl keiner besonderen Erklärung bedürfen. — Sind wir auch keineswegs unempfindlich dagegen, wenn ein geistreicher Tourist seine Schlaglichter auf uns fallen läßt, oder wenn ein Heine sich in allerhand Späßen über uns ergeht; für unseren Zweck liefern sie keine Ausbeute und der Letztere würde es uns wohl wenig Dank wissen, wenn wir ihn in Gesellschaft von ehrbaren Leuten

nennen wollten. — Zudem können wir uns über seine Witze auch nicht recht freuen. Sie nehmen leider die Unwahrheit zu Hülfe, um pikant zu sein und das ist eine Würze, an der wir nun einmal keinen Geschmack finden.

Es giebt aber auch Schriften, die sich ausschließlich mit Nordernei beschäftigen und dem Einen und dem Andern mag es nicht unerwünscht sein, wenn wir die noch etwas schärfer ins Auge fassen.

„Beschreibung der Insel Nordernei und ihrer Seebadeanstalten, von v. Halem. Bremen 1815."

Des Verfassers ist bereits verschiedentlich gedacht worden und wir haben die Ansicht ausgesprochen, daß die hiesige Badeanstalt ihm eigentlich ihr Entstehen verdanke, wie er denn überhaupt zu den Männern gehört, die der Ostfriese nicht ungern unter seine Landsleute zählt. — Ein Monument, außer dem, das er sich selbst errichtet in seinen Werken, ist ihm hier nicht gesetzt worden; er verdiente es aber gewiß und wir würden nur uns selber ehren, wenn wir wenigstens mit seinem Bildnisse, das wohl irgendwo zu haben sein wird, die Räume des Conversationshauses schmückten. — Auch sein Buch über Nordernei ist ein höchst schätzbares Werk und es mag Manchem haben scheinen wollen, als ob wir mit unserm „Nordernei" eine Ilias post Homerum begonnen hätten. — Bei einer näheren Vergleichung indeß werden wir doch wohl kaum ein so ungünstiges Urtheil zu fürchten haben. — Wie sich nämlich leicht denken läßt, ist das Halem'sche Buch von einem Gesichtspuncte aus geschrieben, der dem unsrigen beinahe gänzlich fremd ist und so bereitwillig wir auch sind, die Vorzüge des ersteren anzuerkennen, wir haben doch auch manche Lücken darin gefunden, die wir ausfüllen zu können meinten. — Zudem sprechen wir es offen aus, daß wir gar zu sehr Plan und Ordnung darin vermissen, um es als ein classisches Werk gelten lassen zu können; aber höchst anregend ist und bleibt es durch sein buntes Allerlei und namentlich auch für Aerzte und die, die der Aerzte bedürfen, die Kranken.

Etwas Aehnliches läßt sich von den Schriften der beiden Badeärzte Dr. Blum und Dr. Mühry sagen.

„Die Seebadeanstalten auf der Insel Nordernei, in ihrem gegenwärtigen Zustande von Dr. Blum. Bremen 1842."

„Ueber das Seebaden und das Norderneier Seebad von Dr. Mühry. Hannover 1836."

Sie berücksichtigen zumeist nur die Heilkraft des hiesigen Bades oder auch der Seebäder überhaupt und berühren nur nebenher die übrigen Verhältnisse unserer Insel. — Auch sie sind in ihrer Art recht tüchtig und namentlich das Mühry'sche Werk zeichnet sich aus durch einen Reichthum an scharfsinnigen Beobachtungen. — Der Arzt deshalb und zumal der Arzt eines Seebades darf es wohl kaum übersehen und auch der Laie wird es mit Vergnügen lesen.

Eine ganz specielle Aufgabe stellt sich die Schrift des Badearztes Sanitätsrath Dr. Flügge:

„Verhaltungsregeln bei dem Gebrauche des Seebades, von Dr. Flügge"

und kann daher wohl kaum zur Literatur über Nordernei gezählt werden, so sehr sie auch denen zu empfehlen ist, die der Cur wegen hieher kommen. — Für solche ist sie eben berechnet und denen sucht sie Antwort zu geben auf die Fragen, die sich ihnen vor dem Bade und während des Bades aufdrängen.

Am meisten verwandt wohl mit unserem Werke dem Inhalte und selbst fast der Form nach ist die neueste über Nordernei erschienene Schrift:

»Norderney. Brieven by een badbezook, geschreven in 1851 door M. A. Amshoff, Predikant te Groningen. Te Groningen, by J. Oomkens. J. Zoon 1852.«

Hat der Verfasser auf den früheren Zustand unserer Insel auch nur wenig Rücksicht nehmen können, den jetzigen schildert er dafür um desto mehr so recht con amore und es ist erklärlich genug, wenn ein Recensent, der Nordernei wahrscheinlich nicht kennt, ihn einen „enthusiastischen Bewunderer" desselben nennt. — Er selbst wird auch wenig dagegen einzuwenden haben; man sieht es seinem Buche an, daß er hier gerne verweilte und daß ein lebhaftes Interesse an Nordernei ihm die Feder führte. Deshalb fesselt auch seine

Darstellung so; man folgt derselben mit immer gesteigerter Theilnahme und wer einmal in Groningen den Reisewagen mit ihm bestiegen hat, der verläßt ihn schwerlich eher, als bis er wieder glücklich dort mit ihm angelangt ist. — Daß übrigens auch sein Buch das unsrige noch nicht geradezu überflüssig macht, das läßt sich leicht vermuthen; er spricht nur von der Insel während der Badezeit. Wir dürfen vielleicht sagen, unser „Nordernei“ ergänze seine „Briefe“ und würde es uns nur freuen, wenn man sagte, es sei uns das nicht gänzlich mißlungen und wenn auch unsere Bücher den Beweis führten, daß die Verfasser nicht weit auseinander stehen. —

Quartier-Liste von Norderney.

Namen der Straßen und Hauseigenthümer.

Haus-nummer.

Marien-Straße.

1 a Wiard L. van Brethorst, Gastwirth und Fuhrmann.
1 b Derselbe.
1 c Derselbe.
1 d H. E. Fisser, Muschelhändler.
1 e E. C. van Koten, Uhrmacher.
1 f D. J. Raß, Schiffer.
1 g F. J. Eilts, Schiffer.
1 h Meyer, Chirurgus und Bademeister.
1 i A. J. E. Reins.
1 k G. Knigge.
1 l H. M. Raß, Ehefrau, Wäscherin.

Georg-Straße.

2 J. G. Janssen, Zimmermann.
3 E. H. Ahmels, Wittwe.
4 H. H. Arends Wittwe.
5 B. E. Bents.
6 Graf zu Inn- und Knyphausen.
7 J. E. Eilts, Schiffer.

Brunnen-Straße.

8 J. A. Janssen, Kleidermacher.
9 L. G. Visser, Schiffer.
10 H. Salverius, Schiffer.
11 a W. Hillrichs, Schiffer.
11 b H. E. Kruse.
11 c J. Eberhards.

Louisen-Straße.

12 Hoffmann, Apotheker.
13 H. J. Ihnken, Zimmermann.

14 J. T. Uden Kinder.
15 U. J. Raß Wittwe, Wäscherin.
16 J. H. Onnen.
17 J. H. Kluin, Schiffer.
17 a H. H. Harms.
18 E. L. Raß, Bäcker.
18 a J. Otten, Muschelhändler (Ehefrau Wäscherin)
19 J. Cornelius Wittwe.
20 C. G. Raß, Schiffer.
21 D. Redell Erben.
22 E. F. Visser, Schiffer und Muschelhändler.
23 A. J. Voß, Gastwirth und Fuhrmann.
24 J. J. Kluin, Schiffer und Bäcker.
25 E. H. Visser, Zimmermann.
26 J. F. Visser.
26 a C. W. Schmidt, Zimmermann.
26 b J. A. Berg, Schuhmacher.
26 c J. G. Höhling, Schiffszimmermann.
26 d J. W. Wichmann, Schiffer.
26 e J. F. Visser Wittwe.
26 f E. H. Kluin.
26 g B. H. Günther Wittwe.

Wilhelm-Straße.

27 a Fräulein Röpke.
27 b Ubbe Ulrichs, Schiffer.
28 a G. Kranich Kinder.
28 b W. G. Kranich, Kleidermacher.
29 H. Ulrichs, Schiffer.
30 J. J. Kluin, Schiffer.
31 U J. Petri.
32 G. J. D. Raß Wittwe.
33 a H. G. Visser, Schiffer.
33 b H. P. Ulrichs.
34 J. J. Raß Wittwe, Colonial-Waarenhandlung.
35 J. Siebels Kinder.

Markt.

36 F. Boës, Zimmermann.
37 J. F. Lührs.
38 C. J. Eberhards und L. F. Lührs.
39 a Fräulein C. Hafner.
39 b H. A. Bruns.

Mittel-Straße.

40 J. Janssen Erben.
41 E. Cassens.

42 Hiemke Remmers.
43 J. J. Raß, Schiffer (Ehefrau Wäscherin).
44 U. J. Raß.
45 a J. J. Raß, Schiffer.
45 b J. D. Redell, Schiffer.
46 a S. J. Visser, Schiffer.
46 b H. J. Kluin.
47 E. J. Raß, Fährschiffer.

Strand-Straße.

48 a J. E. Raß, Schiffer.
48 b R. E. Kruse, Schiffer.
49 T. H. Focken, Fuhrmann.
50 J. B. Raß, Colonial-Waarenhändler.
51 U. Hinrichs, Wittwe.
52 a G. H. Kluin, Schiffer.
52 b J. T. Ihnken, Zimmermann.
53 E. Cassens.
54 E. H. Raß, Gastwirth.
55 a H. E. Kruse.
55 b H. Ehrichs Erben.
55 c J. U. Ulrichs, Wittwe.

Adolphs-Reihe.

56 P. H. Ulrichs.
57 J. J. Raß Wittwe.
58 H. S. Oldenborg, Torfmakler.
59 E. J. Kluin, Wittwe.
60 C. Extra, Zimmermann.
61 J. H. Schütte, Colonial-Waarenhändler und Gastwirth, Agent des Dampfschiffes „Telegraph."

Wedel-Straße.

62 P. H. Heien, Schiffer.
63 H. J. Otten, Schiffer.
64 A. Gottschalk Wittwe, Gastwirthschaft.
65 J. G. Volkers, Gemüsehändler.
66 J. U. Ulrichs Wittwe.
67 H. O. Arends, Schiffer.
68 H. Harms, Schiffer.
69 J. J. Raß.
70 B. Hillrichs, Wittwe.
70 a M. Meinders, Bäcker.

Bäker-Straße.

71 H. J. Raß, Schiffer.
72 J. B. Bethmann, Schiffer.
73 A. H. Siebels, Wittwe.

74 U. H. Ulrichs, Schiffer.
75 U. P. Ulrichs (Ehefrau, Wäscherin).
76 a S. H. Visser, Wittwe.
76 b E. H. Visser, Schiffer.
77 W. H. Goldhamer, Bäcker und Fuhrmann.
78 Derselbe.
79 H. J. Kluin, Bäcker und Fuhrmann.
80 G. J. Kluin, Wittwe.
81 H. u. W. Fisser.

Kirch-Straße.

82 A. Hasse, Vogt.
83 a J. H. Raß, Schiffer.
83 b H. J. Harms.
84 C. H. Cassens.
85 G. Frerichs Erben.
86 a B. G. Köser, Schiffer (Ehefrau Wäscherin).
86 b J. P. Ulrichs Wittwe, Colonial-Waarenhandlung.
87 a F. W. Köser, Schiffer.
87 b T. D. Rosenbäck, Kleidermacher.
88 H. Cassens, Schiffer.
89 M. Heeren.
90 F. L. Redenius, Maler und Glaser.
91 Predigerwohnung.
92 P. D. van Egten.

Lange-Straße.

93 a S. E. Kruse.
93 b C. H. Cassens Erben.
94 Schullehrerwohnung.
95 a H. Siemens.
95 b Tätje J. Hinrichs.
95 c Fr. H. Fisser, Schiffer.
95 D. H. Kluin, Schiffer.
96 W. Köhler, Steuereinnehmer und Postspediteur.
97 P. Harms.
97 a G. Janssen.
98 H. Cassens.
99 E. Remmers Erben.
100 a J. H. J. Harms.
100 b B. J. Hönnig, Schiffer (Ehefrau Wäscherin).
101 a G. J. Kruse, Schiffer.
101 b G. Peters, Wittwe.
102 a C. H. Visser.
102 b J. J. Visser Erben.
103 Metje J. Visser.
104 J. C. Schröder, Schiffer.

105 R. J. Bents, Schiffer.
106 H. H. Ahmels, Wittwe.
107 C. L. Weber, Schuhmacher.
108 a J. H. Kluin.
108 b Thale Heyen.
109 J. L. Weber, Schuhmacher.
110 J. Hanken, Wittwe.
110 a M. Redell, Seiler.
111 W. H. Berg, Bäcker.
112 a J. Extra, Zimmermann.
112 b W. J. Raß, Schiffer.
113 a P. H. Gerdes, Schiffer.
113 b J. E. Raß, Schiffer.
114 J. W. Raß.
115 S. Cassens.
116 G. Janssen Erben.
117 G. Peters.
118 J. Remmers Erben.
119 a C. Eckhoff, Schiffer.
119 b S. J. Gerrels.

Oster-Straße.

119 a T. Uden.
120 H. P. Köser Wittwe.
121 E. Lührs.
122 a C. J. Raß, Schiffer.
122 b J. H. Peters, Schiffer.
123 H. A. Dorenbusch.
124 C. P. Pauls, Schiffer.
125 D. J. Raß, Wittwe.
126 C. W. Raß, Schiffer.
127 P. D. Pauls, Wittwe.
128 a D. P. Pauls, Schiffer.
128 b J. Cassens, Schiffer.
129 W. P. Gerdes, Schiffer.
130 O. G. Albers, Schiffer.
131 F. P. Pauls, Schiffer.
132 B. J. Raß, Wittwe.
133 H. A. Winter, Schuhmacher.
134 J. J. Eilts, Colonial- und Manufactur-Waarenhändler, auch Fuhrmann.
135 a S. Fr. Köser, Schiffer.
135 b H. Peters.
136 A. van der Wall, Schlächter.
137 a H. J. Kluin, Wittwe.
137 b W. Wichmann, Kleidermacher.
138 a J. J. Kluin.

138 b H. J. Bents, Wittwe, Colonial-Waarenhandlung.
138 c F. A. Kluin Wittwe.
139 P. Meyer, Tischler.
140 J. H. Raß, Schiffer.
141 H. D. Wedermann, Zimmermann.
142 a G. Remmers.
142 b J. C. Janssen Erben.
143 E. P. Schmidt, Schmied.

Taxen

der

Seebade=Anstalt auf Nordernei.

	₰	ggr	₰
I. Strandvoigt und Wattführer.			
1. für die Begleitung eines Wagens	—	12	—
2. „ „ „ zweier Wagen	—	16	—
3. „ „ „ mehrer, gleichzeitig durch das Watt geleiteter Wagen, von jedem	—	6	—
4. „ „ „ eines Reiters	—	8	—
5. „ „ „ zweier Reiter	—	10	8
6. „ „ „ mehrer, gleichzeitig durchreitender, jeder	—	4	—
Wenn der Strandvoigt sein Pferd auf Verlangen mit anspannen muß, so erhält er dafür eine besondere Vergütung, und zwar:			
bis an die Tonnenbaake	—	12	—
„ „ das Inseldorf Norderney	1	—	—
II. Fährschiffer zwischen dem Norddeich und Norderney.			
1. für eine Person	—	8	—
2. „ ein Kind oder einen Domestiken	—	4	—
3. „ Packete oder Koffer über 25 Pfund	—	2	—
III. Bootsleute von und nach den Dampfschiffen.			
1. für eine Person	—	2	—
2. „ eine Kiste, einen Korb oder Koffer ꝛc. in dem Gewichte von 20 Pfund und mehr	—	2	—
3. Stücke von geringerm Werthe sind frei.			
IV. Fuhrleute.			
1. Fahrten nach und von der Rhede:			
a. für eine Person	—	2	—
b. „ einen Koffer ꝛc. bis zu 75 Pfund	—	2	—

* *

	ℛ	ggr	₰
c. für einen Koffer ꝛc. über 75 Pfund	—	4	—
d. „ für kleine Packete von 10 bis 25 Pfund pr. Stück	—	1	—
e. Packen unter 10 Pfund, sowie Hutkasten, Regenschirme, Mäntel und Nachtsäcke sind frei.			
2. Fahrten mit dem großen Wagen:			
a. für eine Fahrt um die Insel:			
bis zu 6 Personen	3	16	—
„ „ 10 Personen	4	12	—
bei mehr Personen . . . . **für jede**	—	12	—
b. für eine Fahrt nach der weißen Düne:			
bis zu 10 Personen	2	20	—
bei mehr Personen . . . . **für jede**	—	8	—
c. für eine einstündige Spazierfahrt:			
bis zu 10 Personen	1	—	—
bei mehr Personen . . . . **für jede**	—	3	—
d. für eine Fahrt nach der Rhede — zur Ein- oder Ausschiffung — ohne Rücksicht auf die Zahl der Personen	—	16	—
3. Fahrten nach dem Festlande, mit oder ohne Wagen.			
a. für eine zweispännige Fuhr nach **Hilgenriedersyhl**	2	—	—
b. „ „ desgl. nach **Lütetsburg, Hage** od. **Norden** hin und zurück, wenn die Rückfahrt an demselben Tage oder am andern Morgen erfolgen kann	3	12	—
sonst	4	—	—
c. für eine zweispännige Fuhr nach **Aurich** . . .	5	16	—
d. „ „ „ „ „ **Esens** . . .	5	—	—
e. „ „ „ „ „ **Emden** . . .	6	—	—
für vierspännige Fuhren die Extrapostaxe, jedoch unter Ausschluß der Trinkgelder.			
4. Fahrten mit der Droschke:			
a. für eine einstündige Fahrt	—	16	—
b. „ „ Fahrt zum Badestrande, hin und zurück	—	12	—
c. „ „ „ um die Insel	2	—	—
NB. Bootsleute und Fuhrleute müssen die Taxe auf Verlangen stets vorzuzeigen bereit sein.			

V. Portechaisenträger.

	ℛ	ggr	₰
1. nach dem Strande oder Conversationshause . . .	—	8	—
2. „ „ Badehause	—	5	4

VI. Ordonnanzen.

	Rthlr	ggr	Pf
1. für Anweisen des Quartiers und Abladen der Effecten	—	2	—
2. „ das Abholen oder Zurückbringen eines Sopha's ꝛc.	—	2	—
3. „ „ Reinigen der Kleidungsstücke, Stiefel ꝛc. für die Woche	—	8	—

VII. Pferde und Esel.

		Rthlr	ggr	Pf
1. nach dem Damen- oder Herren-Badestrande oder zurück	à Pferd	—	4	—
	à Esel	—	2	—
2. für eine Stunde	à Pferd	—	12	—
	à Esel	—	6	—
3. „ zwei bis drei Stunden	à Pferd	1	—	—
	à Esel	—	12	—
4. „ einen Tag	à Pferd	2	—	—
	à Esel	1	—	—
5. „ eine einstündige Spazierfahrt mit dem kleinen zweispännigen Wagen	à Pferd	1	—	—
	à Esel	—	12	—

VIII. Meublen-Miethe aus dem Conversationshause.

		Rthlr	ggr	Pf
1. für einen Sopha mit schwarzem Moor	pr. Woche	—	12	—
2. „ „ „ „ Cattun-Ueberzug	„ „	—	8	—
3. „ eine Matratze von Pferdehaar	„ „	—	8	—
4. „ ein Kopfkissen	„ „	—	4	—
5. „ „ Kinderbett	„ „	—	16	—

IX. Stall- und Remisegeld.

		Rthlr	ggr	Pf
1. Stallgeld für ein Pferd	pr. Tag	—	2	—
2. Platz für einen Wagen in der Remise	„ „	—	1	—

X. Unterricht in der Gymnastik.

Für die ganze Dauer der Badezeit:

	Rthlr	ggr	Pf
für ein Kind	2	—	—
wenn mehre Geschwister an dem Unterricht Theil nehmen, so zahlt das älteste	2	—	—
das zweite	1	12	—
und jedes folgende	1	—	—

XI. Subscriptions-Thee im Saal.

Subscribenten zahlen:	ℛ	ggr	₰
1. für eine einzelne Person . . . . pr. Woche	—	16	—
2. „ „ Familie. . . . . „ „	1	8	—
für einzelne Tage über eine volle Woche:			
3. eine einzelne Person . . . . pr. Tag	—	2	—
4. eine Familie. . . . . „ „	—	4	—
5. Nicht-Subscribenten — jeden Abend à Person	—	4	—

XII. Jagd.

Die Jagd auf Kaninchen steht jedem Gaste frei, ist den Domestiken aber untersagt.

XIII. Bäder.

	ℛ	ggr	₰
1. am Strande:			
a. für ein Bad für Erwachsene	—	6	—
b. „ „ „ „ Kinder	—	3	—
c. „ „ „ „ Domestiken	—	2	—
2. im Badehause:			
a. für ein warmes Bad	—	12	—
b. „ „ „ „ für Kinder	—	6	—
c. „ „ Regenbad mit warmem Fußbade . . .	—	8	—
d. „ „ „ „ kaltem „ . . .	—	6	—
e. „ eine warme Douche	—	14	—
f. „ „ kalte „	—	12	—
g. „ ein vereinigtes Douch- und Regenbad . . .	—	12	—
h. „ „ warmes Bad mit warmer Douche . . .	—	16	—

Die Badekarten sind im Conversationshause bei dem Kellermeister zu haben.

Bade-Ordnung.

Damen sowohl, wie Herren erhalten am Strande gegen Ablieferung ihrer Badekarte eine mit der Nummer auf der Tafel correspondirende Contremarque, und werden diese Nummern, so wie eine Badekutsche frei wird, der Reihefolge nach aufgerufen.

Nur gegen Abgabe der Contremarque an den Badewärter oder die Badewärterin darf die Badekutsche betreten werden.

Die Badewärterinnen sind nur dazu bestimmt, die Badekarren in das Wasser und wieder heraus zu schieben. Die Badewärter

nur zum Tragen der Herren und Knaben in und aus der Badekutsche.

Zur persönlichen Bedienung sind dazu sich qualificirende Frauen und Männer bestimmt, deren Namen im Conversationshause und in den Pavillons am Strande angeschlagen sind.

Während der Saison ist das Baden nur an den beiden mit Tonnen bezeichneten Plätzen erlaubt, und ist alles Baden am Strande, sobald die Flaggen eingezogen sind, bei 5 Thlr. Strafe und Confiscation der Kleider, untersagt.

Wenn die Badeflaggen eingezogen sind, darf die Nähe des Badestrandes der Damen von den Herren nicht betreten werden.

Am Strande darf, wo spazieren gegangen wird, nicht geschossen werden.

XIV. Mittagstafel.

	♂	ggr	♂
1. **an der Table d'Hôte** . . . . à Person	—	14	—
außerdem von jedem Herrn für Musik	—	2	—
Kinder unter 14 Jahren	—	7	—
2. **Mittags-Portionen aus dem Hause:**			
a. für sämmtliche Gerichte (Zahl wie an der Table d'Hôte, mit Ausnahme der Desserts)	—	16	—
b. „ Suppe, Gemüse, Fleisch, Braten mit Salat oder Compot	—	10	—
c. „ Suppe, Gemüse und Fleisch	—	5	—
3. **Korkgeld.** Für das Mitbringen eigenen Weines:			
für die ganze Bouteille	—	4	—
„ „ halbe „	—	2	—

Table d'Hôte. Das erste Erscheinen eines Badegastes an derselben bestimmt den Platz, den er einzunehmen hat, indem er sich der vorhandenen Reihe anschließt und aufrückt, wenn früher besetzte Plätze leer werden.

Wer zwei Tage nicht erscheint, verliert am dritten seinen Platz und wird dann als neu angekommener Gast angesehen; doch steht es jedem frei, seinen Platz freiwillig aufzugeben und sich unten anzusetzen.

Wer zum erstenmale an der Table d'Hôte Theil zu nehmen wünscht, hat seinen Namen auf die im Vorhause hängende Schiefertafel zu notiren, so wie auch für die festen Tischgäste, die an einem oder andern Tage nicht an der Table d'Hôte essen wollen,

eine Tafel zu gleichem Zwecke aushängt. Das Wiedererscheinen ist auf der Tafel 4 Stunden vorher zu bemerken.

In der Regel kann nur bis zwei Stunden vor der Table d'Hôte warmes Frühstück gegeben werden; für Kranke, Ankommende und Abreisende aber zu jeder Zeit.

Privat-Bediente müssen sich bei der Table d'Hôte der Leitung des Tafeldeckers fügen.

Hunde dürfen nicht mit in's Conversationshaus genommen werden.

Das Essen aus dem Hause wird nach der Reihefolge der Abonnements von 2 bis höchstens ½ Stunde vor der Tischzeit an der Table d'Hôte ausgegeben werden.

Diejenigen, welche die abonnirten Mittags-Portionen für den Tag nicht abholen lassen wollen, haben es gefälligst bis 10 Uhr Morgens bei dem Küchenschreiber absagen zu lassen.

XV. Trinkgelder.

	ℛ︎	ggr	₰
a. für die Badewärter und Badewärterinnen pr. Woche	—	6	—
(wofür dieselben die Badelaken der Gäste zugleich unentgeltlich aufbewahren und waschen müssen)			
außerdem			
für den etwaigen Gebrauch der den Badewärtern gehörenden Badelaken . . pr. **Woche**	—	6	—
b. im Conversationshause:			
1. von jedem einzeln speisenden Mittagsgaste:			
für 8 Tage	—	8	—
„ 14 „	—	16	—
„ 3 Wochen	1	—	—
„ 4 „ und länger	1	8	—
2. von jedem mit Familie speisenden Mittagsgaste:			
für 8 Tage	—	12	—
„ 14 „	1	—	—
„ 3 Wochen	1	12	—
„ 4 „ und länger	2	—	—
Die Trinkgelder für die Bedienung im Conversationshause sind gefälligst in die verschlossene Büchse beim Kellermeister zu legen.			